

Ott

1029

OH 1029

4252

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

Eduard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Cautio.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

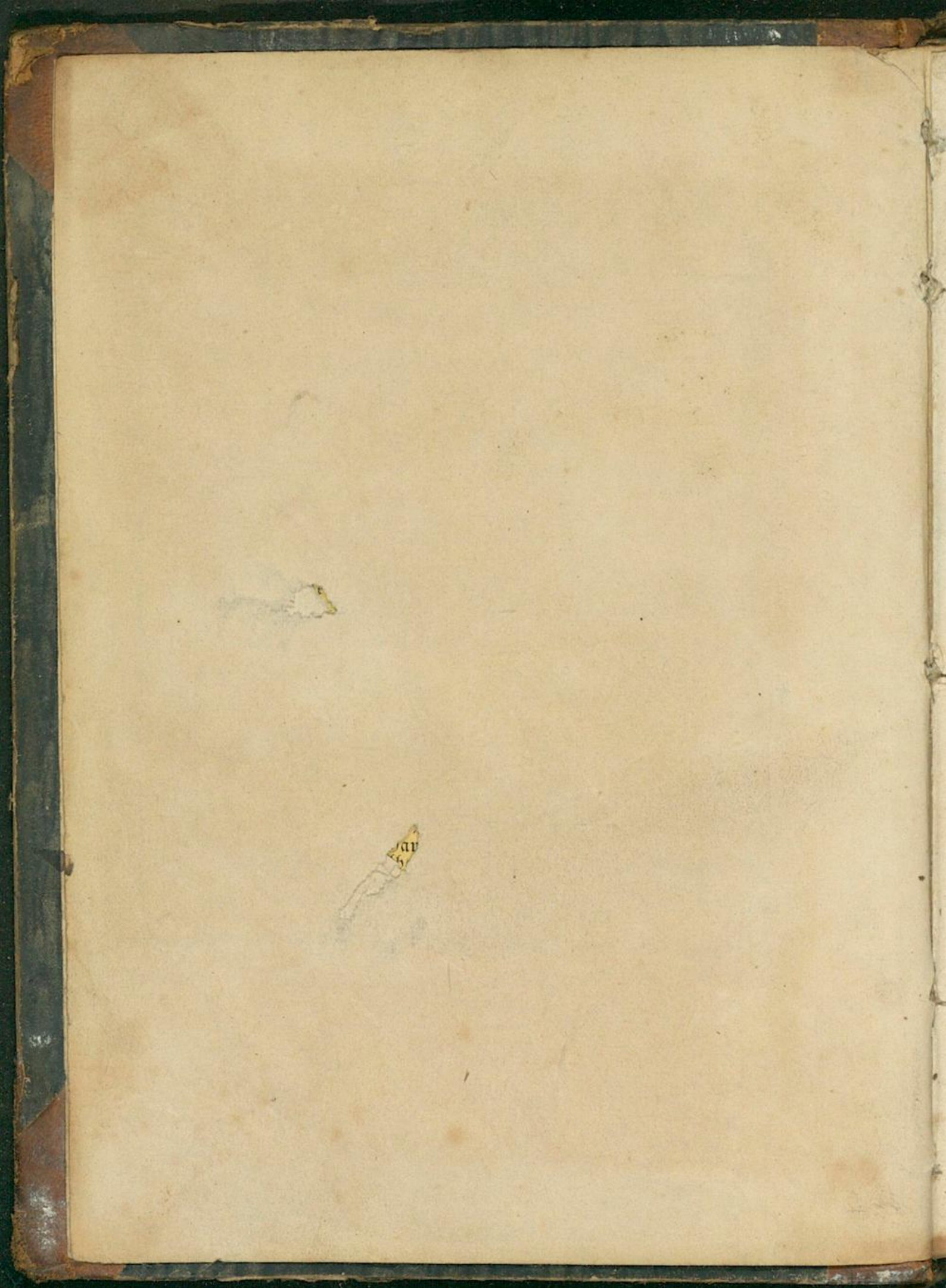
für wöchentlich	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Mk. — Pf.	1 Mk. 50 Pf.	2 Mk. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Rücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern etc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ansleihezeit.** Die Leihzeit ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattdessen darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

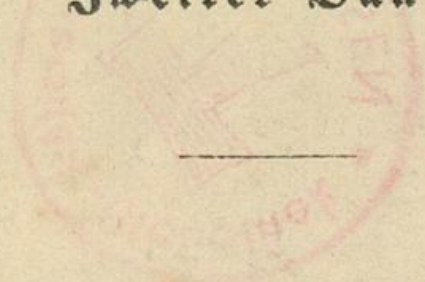
4752



Casanova's Memoiren.
und
Livre De vie.

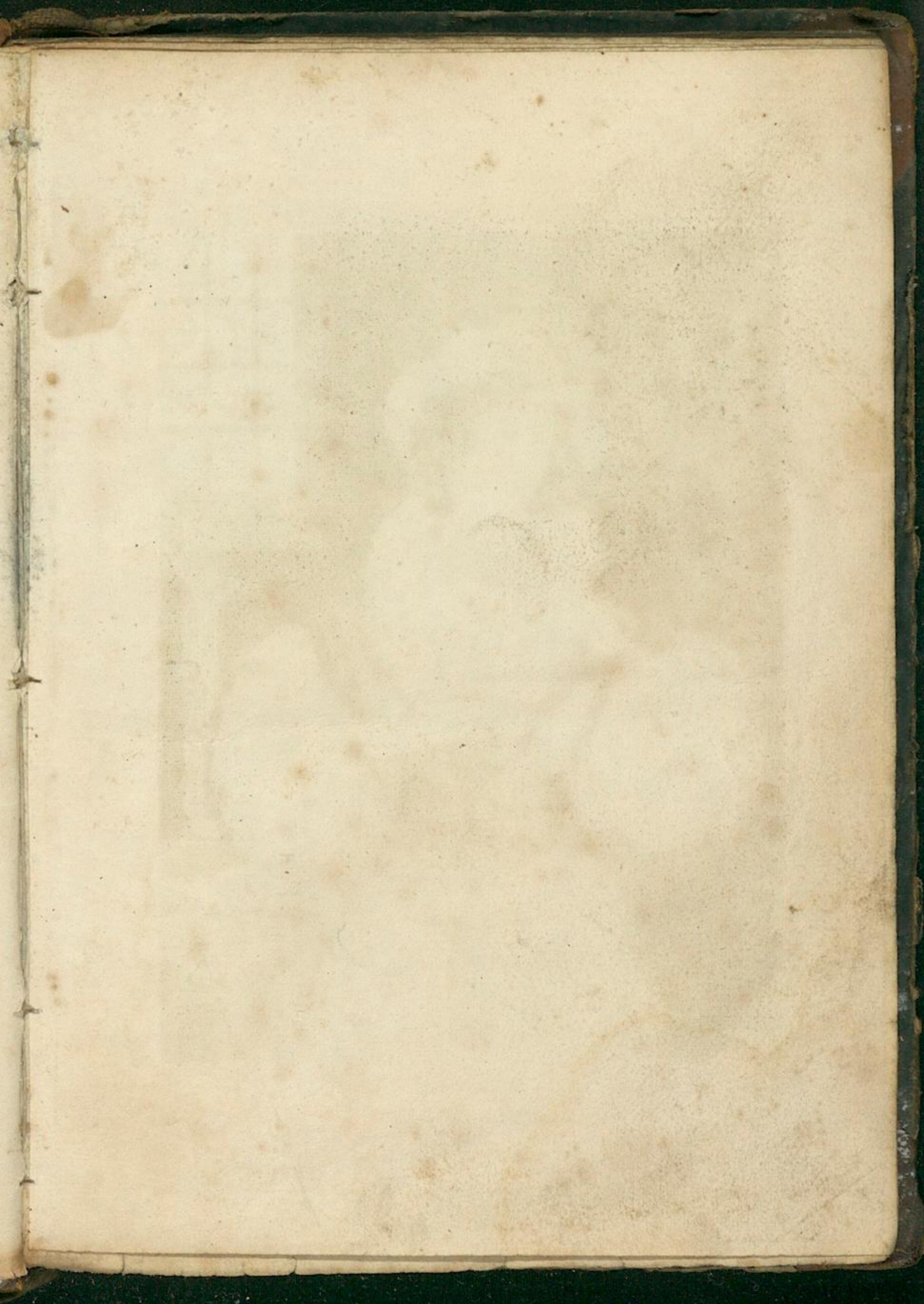


Zweiter Band.



Universitäts- und Landesbibliothek Bonn







Theresé.

Casanova's Memoiren.

Seitenstück

zu

Martin der Findling.

Roman

von

EUGEN SUE.

O Liebe, süßes Labfal aller Leiden
Der Sterblichen, du wonnevoller Rausch
Vermählter Seelen! Welche Freuden
Sind deinen gleich? Wieland.

Zweiter Band.

Neue Ausgabe.

Mit Stahlstich.

Leipzig,

Berger's Buchhandlung.

1849.

Valentin's Bibliothek

Verfasser

von

Martin der Binde

Human

aus

EUGEN 203

Einige Tage nach dem Tode
des Verstorbenen, am 1. März 1841,
wurde die Leiche in der
Kirche beigesetzt.



1841

Valentin's Bibliothek

1841

Erstes Capitel.

Ist nicht die Sorge sogleich Dir zur Bonn' und Freude geworden?
Goethe.

Therese entdeckt sich dem Geliebten.

„Nun, Conrad, die Sache wäre gemacht!“ rief Casanova heimkehrend seinem trübseligen Diener zu, als dieser ihm entgegenleuchtete; „warum kamst Du nicht einen Augenblick zu unserm Hochzeitsfeste?“

„Ach,“ seufzte jener, „ich dachte mir's und nahm ein Erbauungsbuch zur Hand... ich habe den ganzen Tag und die ganze Nacht dageessen und mich mit dem Heile meiner Seele beschäftigt...“

„Welche Du Deinem Schöpfer aus frommer Traurigkeit bald zurückgeben möchtest?“

„Wie so?“ fragte Conrad und trat erschrocken einen Schritt zurück; „meine Seele bin ich ja selbst; wie kann ich sie da dem Schöpfer zurückgeben?“

„Wenn man nur auf den Schatten von einer Möglichkeit des Todes anspielt, erschrickst Du ja, daß Du zitterst wie Espenlaub!“ rief Casanova lachend.

„Ich kann's einmal nicht hören! Lachen mag eher gehen...“

„Und das ist der Grund weshalb Du alle solche Stellen aus Deiner Bibel herausradirt hast?“

„Ach Herr, thun Sie mir den einzigen Gefallen,“ rief Conrad in komischer Verlegenheit; ... „aber hier ist auch ein Brief an Sie...“

„Gieb!“ rief dieser lachend über seines Dieners alberne Furcht; „ach so!“ setzte er dazu, als er die Hand des Briefstellers erkannt hatte... „liegt er schon lange da?“

„Den Nachmittag brachte ihn ein Bauerbursche — ein junger Milchbart...“

Ohne auf diese Antwort sonderlich zu achten, erbrach Casanova das Siegel und las die kurze Zuschrift:

„Die erste Nacht, wo Dir's möglich ist, komm an den bewußten Ort, mein Geliebter; ich habe etwas auf dem Herzen, was ich Dir und Dir vor allen Menschen heimlich vertrauen muß. In der Angst ihrer Seele erwartet Dich Deine Therese.“

„N. S. Das bewußte Pfortchen wird offenstehen; linker Hand wirst Du ein erleuchtetes Fenster sehen, auf welches Du

zu gehst. Dort warte ich, Dich aber geleite der Engel der Liebe!"

Unter andern Umständen wäre der Empfänger dieses Briefes nicht im Stande gewesen ein Auge zuzuthun, aber wie heftig auch seine Aufregung dieses Mal war, wie sehr ihn auch die räthselhaften Worte der Geliebten, welche er so eben gelesen hatte, in Angst versetzten, so verlangte doch die Natur ihre Rechte gebieterisch... die Augenlider waren ihm schwer wie Blei und schlossen sich fast mechanisch, um den Tag mit seinem lärmenden Treiben von der Seele abzuhalten, welche wie ein Schläfer in einem zugeschlossenen Hause eine Weile ruhen mußte, wenn sie wieder lebenskräftig in ihrem Körper sollte walten können.

Er schlief einen langen und gesunden Schlaf. Als die Sonne bereits in das letzte Viertel des Halbkreises sank, welchen sie für diesen Tag über die Erde zu beschreiben hatte, schlug er die Augen wieder auf, die von dem plötzlichen Scheine des hellen Tages fast geblendet wurden.

Er richtete sich auf, besann sich und suchte noch etwas. Bald war es gefunden; unter seinem Kopfkissen zog er den Brief seiner Therese hervor, welcher ihm vor dem Einschlafen war übergeben worden, und durchlas ihn nochmals.

„Was sie haben muß!“ fragte er voll Unruhe; „diesen Abend muß ich zu ihr... hätte es gestern schon thun sollen...“

Er sprang aus dem Bette und kleidete sich an, dann bestellte er sich Chocolate und weiche Eier, konnte jedoch nicht viel genießen, denn die Unruhe seines Herzens war zu groß. Träg flossen die Stunden bis zum Abende fort; wie lang wurde dem Ungeduldigen die Zeit bis zu der Minute, wo er aus Theresens eignem Munde die bedeutungsvolle Neuigkeit erfahren sollte, welche sie nicht einmal dem Papiere anzuvertrauen gewagt hatte! Solch eine Situation ist eine Höllepein für die hoffende und fürchtende Seele...

Endlich kam der erste Stern zum Vorschein. Es begann zu dunkeln. Da verließ Casanova seine Wohnung und suchte das Freie. Es ward bald finstre Nacht. Jetzt war er an dem wohlbekannten Pförtchen, schlüpfte leise hindurch und verschloß es vorsichtig wieder. Er trat hinter ein niederes Gehüsch, von wo aus er alles übersehen konnte, und ließ nun seine Späherblicke wie spitze Sondirnadeln durch die stille Nacht schweifen, um zu untersuchen, wo die Fackel angezündet wäre, welche ihm den Weg zeigen sollte. Er stand in einem Garten; linker Hand im matten Sternenlichte war ein Pavillon, gerade aus ragte ein hohes Wohngebäude über die Bäume empor und rechter Hand war bloß eine Gartenmauer mit Pfirsichen und Weinreben... aber nirgends ließ sich ein Licht, nirgends eine Spur von Leben entdecken. Eine feierliche Stille umgab ihn. Er lugte und horchte in der äußersten Spannung

nach irgend einem Zeichen zur Annäherung. So hatte er ziemlich lange in der kalten Nachtlust gestanden und gelauscht, als er plötzlich einen hellen rothen Kerzenschein in einem Fenster erblickte.

„Das ist sie!“ sprach er leise bei sich selbst und schlich auf den Zehen an der Wand rechts dahin und huschte von einem Baumschatten zum andern, bis er glücklich den Schatten des Hauses erreicht hatte, in dessen Fenster seine Hero das lockende Lichtzeichen für ihren Leander aufgestellt hatte.

An der Fronte des Gebäudes mußte er sich an etlichen unerleuchteten Fenstern vorbeischieben, ehe er an das helle kam; jetzt war er zur Stelle, erhob sich auf den Zehen nach dem Fenster und — sah Theresen, seine geliebte Therese. Sie schrak merklich zusammen, als sie eine Menschengestalt vor dem Fenster erblickte, da sie dieselbe nicht erkennen konnte; er aber klopfte dreimal mit dem Finger auf die Scheibe, worauf sie das Zimmer verließ. Bald war sie bei ihm.

„Bist Du's wirklich, mein lieber Freund?“ fragte sie ihn leise; „und gestern...“

„Vergieb, mein Herz; gestern konnte ich nicht kommen,“ flüsterte er zurück.

„Komm, komm, hier ist's kühl!“ fuhr sie fort, indem sie seine Hände zwischen die ihrigen nahm und es versuchte sie mit ihrem Hauche zu erwärmen; „hat Dich's gefroren?“

Sie zog ihn mit sich hinein in die dunkle Hausflur, wo eine Todesstille herrschte. Beide tappten, sie voraus und er der Führerin folgend, einen Gang entlang und benutzten die Wand als Faden der Ariadne, welcher sie aus dem Labyrinth der Dunkelheit leiten sollte. Endlich kamen sie an die rechte Thüre; Theresie öffnete sie und führte den Geliebten in ein trauliches Stübchen, welches zum Stelldichlein für zwei Liebende wie gemacht war.

„Und hab' ich Dich wirklich, mein lieber Freund?“ rief sie, als sie den Mann ihres Herzens glücklich in Sicherheit bei sich hatte; „Du darfst mein sein und ich darf mich mit dem vollen Ausdrücke meiner Liebe an Deine Brust werfen, an welcher ich so selige Stunden verträumt habe?“

„Und ich darf Dich an mich drücken,“ rief er, indem er dieses that, „und darf Dich an das durstige Herz pressen und darf die Lippen auf Deinen Rosenmund drücken wie der Schmetterling sich in den Kelch der süßen Blume saugt... ach, Dich Blume möchte ich auftrinken wie einen Farbentropfen, der aus lichtem Himmel auf diese arme Erde niederfiel...“

„Und dann wäre ich nicht mehr da,“ rief sie; „was würde dann mein armer Freund beginnen?...“

„Aber Du wolltest mir etwas mittheilen...“ brach er dieses Gespräch ab und blickte der Geliebten höchst gespannt in's Auge.

Sie verstummte und schaute ihn mit seelenvollem durchdringendem Blicke eine Weile an, dann preßte sie ihn heftiger an sich und sprach:

„Mittheilen?... ja, das wollte ich... aber wie soll ich Dir's sagen — für das, was ich fühle, finde ich keine Worte, mein lieber, lieber Freund... ach bist Du das?... bist Du's?“

Die zitternde Stimme und die heiße Leidenschaft, mit welcher sie sich an ihn anklammerte, zeigten deutlich welche innige Empfindungen sie durchströmten; sie hielt den Geliebten umfassen als wollte sie sich mit ihrem ganzen Sein und Wesen auflösen und in ihn hineinschmiegen, weil ihr das bloße Aneinander der Umarmungen nicht innig genug war.

„Therese, liebe theure Frau,“ rief er, „was ist Dir? So hab' ich Dich noch nie gesehen!“

„Wirklich?“ antwortete sie in süßer Wehmuth... „wirklich nicht, mein Freund? Und doch war ich nie so glücklich als jetzt... ach, wenn Du's wüßtest was ich Dir noch nicht sagen mag...“

„Ich bitte, ich beschwöre Dich!“ fiel er ihr in's Wort; „doch ich ahne... ha, Therese, ich ahne — ja, wie ein Blitz leuchtet's mir in die Seele... ich weiß was Du mir sagen willst...“

„Du ahnst es?“ flüsterte sie vor süßer Wonnetrunkenheit

hebend, „wirklich? Doch das wußt' ich ja... es ist ja mein wie Dein Geheimniß... Laß Dir's in's Ohr sagen, Du mein einziger, mein Herzensfreund...“

Sie beugte sich an ihn heran und flüsterte ihm drei Worte in's Ohr:

„Ich bin Mutter!“ *Es sollte sie gemacht*

Da konnte er sich nicht mehr halten; er fiel auf die Knie, schlang beide Arme um ihre Füße und preßte die Lippen gegen ihre Knie um diese zu küssen; dann bog er den Kopf zurück und schaute freudetrunkenen Auges zu ihr empor, die mild lächelnd zu ihm niedersah wie ein verklärtes Heiligenbild und sich diese Huldigungen des Mannes, welchen sie durch wenige Sylben so überglücklich gemacht hatte, gefallen ließ. Helle Freudenthränen aber rannen aus ihren Augen und auch die seinigen füllten sich mit Perlen.

„Mutter, Mutter!“ rief er vor Freude in schneidendem Tone.

„Und Du, steh' auf!“ erwiederte sie; „Dein Platz ist hier in meinen Armen, ist ganz nahe am Herzen dieser Mutter Deines Kindes!“

Sie bückte sich nieder, faßte ihn beim Kopfe und zog ihn so empor. Als er stand, schlang sie die Arme um seine Brust. Wie ermattet von der Wucht der Wonne, die er fühlte, legte

er seinen Kopf auf ihre rechte Schulter und ließ die Hände laß zu beiden Seiten heruntersinken.

„Komm, setze Dich an meine Seite!“ nahm sie wieder das Wort; „wirfst Dich dieses Glück schon um, mein Freund? Komm, setze Dich!“

Sie zog ihn nach dem Divan, welcher links von der Thüre seinen Platz hatte, und er ließ mit sich machen was sie wollte; er folgte dem Drucke ihrer Hand wie ein willenloses Kind dem Gängelbände seiner Amme folgen muß. Das Entzücken hatte ihn so zu sagen aufgelöst.

„Aber höre, mein Carlo,“ fuhr sie nach einer kurzen Pause des Nachsinnens fort, indem sie ihn forschend von der Seite anblickte, „die Andern werden's, ja sie müssen es erfahren... was denkst Du daß wir zu thun haben?“

„Was? Wie... was sagtest Du?“ fuhr er zerstreut wie aus einem Traume empor.

„Sammle Dich; denn wir müssen einen Entschluß fassen,“ bat sie ihn ernsthaft. „Ach, könntest Du von mir lassen, könntest Du das Weib Deiner Liebe, könntest Du die, welche Dir alles gab, mit Deinem und mit ihrem Kinde verlassen? Nein, bei Gott nein, das wirst, das kannst Du nicht, ich weiß es, das kannst Du nicht...“

Ihre Sprache war heftig geworden; der Ton derselben hatte sich fast bis dahin gesteigert wo die Sprache des Ent-

setzens beginnt, denn in ihrer lebhaften Aufregung hielt sie die Möglichkeit schon für eine wirklich eintreten sollende Thatsache und schien diese durch ihre Rede verscheuchen zu wollen.

Er antwortete noch nicht.

„Rede, o fasse Dich, mein Herz!“ rief sie; „Dein hülfbedürftiges Weib schmiegt sich mit aller Gluth der Liebe und Ergebung an Dich Starcken! Denke an die Verlassene, an die Wehrlose! Denke wie sie klagend in der Zelle sitzt, in welche man sie eingesperrt hat, weil man den Zug des Herzens, der sie mit der Gewalt eines mächtigen Sturmes in Deine lieben Arme und an Dein Herz schleuderte, nicht verstehen mochte! Denke, wie sie alles ohne einen Laut der Klage ertragen würde, wenn Du bei ihr sein dürftest... die aber nun, da sie ihr den Geliebten nicht gelassen, nein, aus den Armen gerissen haben, trostlos in der Nacht ihres Jammers sitzt und ein Kindlein in ihren Armen wiegt... Sage, was thun wir?“

„Sage Du es; ich bin zu allem bereit!“ antwortete er.

„Wirklich zu allem? Und wäre es Flucht bis an's Ende der Welt, in jene wilden Landstriche, wo alle Civilisation aufhört und das freie Walten der fessellosen Naturkraft seinen Anfang nimmt?“ rief sie freudig überrascht. „Sieh, auch ich... weißt Du auch welche Opfer ein liebendes Weib für den Mann seiner Liebe und für diese Liebe selbst zu bringen im Stande ist? Weißt Du das? Hast Du je daran gedacht,

daß ihr Leben und Ehre und alles Andre gleichgültig ist, wenn dieser Punkt in Frage kommt? Ja, ja, das mußt Du wissen; Du hast ja meines Herzens volle heiße Schläge oft genug an dem Deinigen gefühlt und konntest ja daraus abnehmen, wie dieses Feuer aus meiner Seele innerstem Lebenssaft seine Nahrung sog! Wir fliehen, ich mit Dir und Du mit mir, und wir rasten nicht eher, als bis wir weit genug sind, daß uns die langen Arme der diesseitigen Geseze nicht mehr erreichen können.“

„Wohin aber?“ fragte er.

„Du hast noch nicht daran gedacht?“ gab sie zurück wie erstaunt über diese Frage, „und ich, wie ich den ersten Pulsschlag des neuen Lebens, das unsrer Liebe seinen Anfang verdankt, sich in mir regen fühlte, so war mein Erstes, was ich empfand... eine loderende Freude, unter der ich hätte zerklingen mögen wie ein bebender Ton der Wonne, der an seiner eignen Seligkeit dahinstirbt... das Zweite, worauf ich dachte, war: wohin rettetest Du Dich, Dein Kind und den Vater desselben, daß Ihr sicher seid vor den Händen derer, welche Euch an's Leben greifen werden, sobald es ruchbar wird und Ihr Euch im Bereich ihrer Gewalt befindet? Nirgends in der Nähe, rief es in mir, ist eine Zuflucht für Euch! Ich schaute nach der äußersten Grenze des Festlandes und stand am Gestade, von welchem aus die Schiffe in das blaue Meer hineinfahren. Da-

hin, dahin! rief mir's zu wie tausend Engelstimmen. Ich war entschlossen und es kommt nun auf Dich an, ob Du mir folgen willst... denn ohne Dich gehe ich auch nicht, sondern bleibe hier und lasse ohne allen Widerstand über mich ergehen was sie mit mir machen wollen..."

„Ich gehe mit Dir, Geliebte!“ rief er entschlossen; „zwar könntest Du hier bleiben, ohne daß Deine Person gefährdet wäre, auch wenn sie Deinen Zustand entdecken, ja sogar wenn sie unser beiderseitiges Verhältniß, dessen Folge er ist, erführen. Du staunst? Du wirst nicht mehr staunen, wenn ich Dir mitgetheilt haben werde was ich in dieser Beziehung erfahren habe. Der Fürst ließ mich durch seinen Vertrauten..."

„Ah, seinen Casimir?“ fragte sie gespannt... „nun weiter, rufen ließ er Dich?“

„Ja, er ließ mich zu sich rufen und hatte eine längere Unterhaltung mit mir,“ fuhr der Erzähler fort, „deren wesentlicher Inhalt in Folgendem bestand. Der Fürst sagte mir, daß der zweite von jenen verstorbenen Prinzen einem geschlechtsverwandten Hause wahrscheinlich sehr zu gelegener Zeit diese Welt verlassen hätte, ja seiner Ansicht nach von eben jener Seite in das ewige Leben hinüberbefördert worden wäre. Weiter wäre der Prinz Ferdinand zu einem Leben verleitet worden, dessen nächste Folge die wäre, daß aus seiner Ehe keine Kinder zu erwarten stünden... Prinz Eduard wurde

mir wo möglich in einem noch ungünstigeren Lichte vorgeführt. Der Mann zeigte einen glühenden Haß gegen jenes Geschlecht, welches dem Rechte der Erbfolge nach alle Vortheile ernten mußte, sobald seine Familie ausgestorben wäre. Er ließ den Wunsch durchblicken, daß in seiner Familie irgend ein Nachkomme erzielt werden möchte, und erwähnte namentlich, daß dem Rechte nach dem Ehemanne das Kind aus seiner Ehe nicht streitig gemacht werden könnte, sobald er dasselbe anerkennen wollte, auch wenn alle Welt, ja der natürliche Vater selbst behaupten sollte, daß dieses Kind nicht des Mannes rechtmäßiges wäre. Wie vom Donner wurde ich gerührt, als er mich nach Dir fragte... als er sich mit den Worten zu mir kehrte, ob ich Dich kannte und liebte... Nun weißt Du alles..."

„Wie?“ fragte die erstaunte Frau mit brennender Gluth im Gesicht, „ist das ein Traum?“

„Mir ist's auch wie ein Traum, doch ich weiß es nur zu gewiß daß es wahr ist,“ antwortete er.

„Aber laß doch sehen, laß uns doch die Sache zergliedern,“ sagte sie nachdenklich mit dem Kopfe nickend; „der fieberfranke Rüstling wird aufbrausen, wenn er meine Untreue erfährt; allein der Fürst wird ihn zur Ruhe bringen und — er läßt dem Kinde seinen Namen... ihm kann's ja gleich sein, wer nach ihm der Erbe aller Familienrechte wird, ob ein weitläufiger

Better oder dieses Kind, das ihm nichts angeht... er hat ja einmal feins... Aber Dich wird man auf die Seite schaffen oder des Landes verweisen und mich zu einem klosterartigen Witthum verdammen — ja, ja, so kommt's, ich sehe das voraus... aber Andre werden auch vor des Kindes Wiege treten mit Giftschalen, deren Inhalt sie ihm einflößen, sobald sie eine kurze Secunde mit ihm allein sein dürfen, oder mit Dolchen unter ihren Kleidern, deren Spitzen sie dem unbequemen Geschöpfe in sein weiches Kinderherz stoßen... O diese Rechenmeister, diese Künstler und Taschenspieler!... Ach, mein Freund, wir fliehen, es bleibt dabei! Willig folg' ich Dir durch alle Welt wohin Du gehst; nur hier, nur hier ist unsres Bleibens nicht!..."

„Wie es sein wird,“ unterbrach er sie, „wie wir uns vorkommen werden, wenn wir in unserm Hause bei einander sitzen?... Fern liegt's in dunkeln Wäldern versteckt, und weit hinter uns tobt das Leben der Menschen, welche Städte bauen und Straßen haben und bei einander in dichten Haufen wohnen. Unser Haus liegt am Abhange des Berges und seine Fenster bieten die Aussicht auf ein endloses Meer von Bäumen, welches seine grünen Wellen nach allen Seiten empor schlägt... Ich bin so eben von der Jagd zurückgekehrt, in der Ecke oder an der Wand hängt mein Gewehr, die Jagdtasche liegt mit ihrem Inhalte auf dem Tische, der müde Jagdhund unter die-

fem, sein Herr aber sitzt auf einem Stuhle und hat ein liebes Engelweib auf seinem Schoße, während er seine Hand dem Knaben läßt, der an seiner Seite steht und kindische Fragen an den kosenden Vater thut...

Er hielt eine Weile inne und schaute der Zuhörerin, welche von dieser Schilderung freudig ergriffen worden war, bedeutsam in's lächelnde Gesicht.

„Die Frau muß aufstehen,“ fuhr er ernster fort, „aufstehen, so gern sie auch noch länger mit ihrem Manne und ihrem Kinde kosen möchte. Schon hat sich ihre zarte Hand mit häuslichen Verrichtungen vertraut machen müssen, woran sie früher nicht gewöhnt war, und davon hat sie harte Haut bekommen. Die Frau geht hin zum Herde, macht Feuer an und kocht und stedet, während der Mann nun auch seinerseits aufsteht und seine Beute, deren er auf einer langen ermüdenden Jagd habhaft werden konnte, auslegt. Mit einfachen Speisen müssen sich diese Menschen begnügen, und diese müssen sie noch dazu eintheilen, denn es kostet Mühe der kargen Erde und dem oft mißgünstigen Zufalle immer so viel abzuwingen als zum Lebensunterhalte nöthig ist. Dabei müssen sie die Thüren sorgfältig verschließen und dürfen nicht immer in das freie Feld hinausgehen, denn in der Wildniß giebt's keinen Schutz der Geseze wie in festabgegrenzten und überall bewohnten Staaten... Wie wird das der Frau vorkommen, die an ein ganz

andres Leben gewöhnt war, ehe sie, der einzigen heißen Liebe nachgebend, alles Andre hinter sich ließ und dem Manne ihrer Wahl in diese Wildniß folgte?“

„Eine Wollust wird's ihr sein, wenn sie für ihn und für ihr Kind arbeiten darf!“ rief Therese und warf sich mit allem Feuer der Liebe wieder in seine offenen Arme; „wenn sie kochen muß, wenn sie das grobe Gefäß am Bache selbst waschen muß, wenn ihr der Schweiß auf der Stirn steht, weil sie ihrem Manne den Acker graben hilft, welcher Brod für die Familie tragen soll...“

„Und wenn sie krank wird und stirbt?“ fragte er.

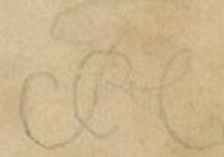
„So stirbt sie glücklich, denn der liebe Mann drückt ihr die brechenden Augen zu, und das letzte Bild, welches sie aus diesem Leben mit in den langen einsylbigen Todestraum hinunternehmen darf, ist doch ihr Mann mit ihrem Kinde,“ gab sie ihm rasch zur Antwort.

„Und wenn er stirbt? Es giebt ja Schlangen, wilde Thiere, die nach Menschenblut lechzen,“ fuhr er in obigem Tone weiter fort; „es giebt Räuber und ein neidisches Geschick, das einen Menschen nicht gern allzuglücklich werden läßt...“

„O still davon!“ rief sie schmerzlich berührt; ... „dann sitzt sie mit ihrem armen Kinde weinend an einem grünen Grabe und denkt, es hat nicht anders sein sollen...“

„Steht Dein Vorsatz unerschütterlich fest?“ fragte er wie-

der ernsthaft. „Täusche Dich nicht, denn ist der Schritt einmal gethan, so läßt er sich nicht wieder zurückthun... Ueberlege Dir alles wohl... Hier hast Du ein bequemes Leben voll Freude und Ueberfluß; jeden Deiner leisesten Wünsche steht man Dir an den Augen ab; ein Wink von Deiner Hand und die Diener fliegen Deinen Willen zu erfüllen; Du bist an mannigfaltige Genüsse gewöhnt, liebst Veränderung in diesen Genüssen... alles das hast Du hier wie Du es nur wünschen kannst. Bloß die Befriedigung einer einzigen Leidenschaft, die Liebe zu einem Manne, der gesetzlich nicht der Deine ist, versagt man Dir... Du folgst dennoch dem Verlangen Deines Herzens, Deine Schritte ziehen Folgen nach sich, welche aller Welt deutlich darthun müssen daß Du Dir das Unerlaubte dennoch erlaubt hast... Noch ist es möglich die Sache so auszugleichen, daß Du ungekränkt in Deiner Stellung bleiben kannst; aber Du, mit der Aussicht auf diese Zukunft nicht zufrieden, weil Du glaubst man wird Dir den Geliebten entreißen, fliehst mit Deinem Herzen voll Liebe in die weite Wildniß hinein. Nun beginnt ein Leben voll Mühe und Entbehrungen, und Sorgen um das tägliche Brod sind es, welche Dich heimsuchen; Arbeit giebt's und Mühe, kein andres Vergnügen als das oft genossene der Liebe... Aus der Ferne gesehen nahm sich dieses wild romantische Leben noch leidlich aus, ob schon Dir die Haut auch dabei schon heimlich schauderte...



aber nun, wo Du mitten darin stehst, kommt Dir's ganz anders vor; die Noth, welche man bloß mit den Augen sieht, ist eine andre als die, welche man wirklich schmeckt... Bedenke das, Du liebe Frau, bedenk' es ja, und dann entscheide..."

„Das habe ich schon!“ rief sie entschlossen aus; „ich folge Dir!“

„Nun denn, so sei's!“ sprach er abschließend; „wir fliehen, das steht unwiderruflich fest. • Nun noch das Wenn und Wie... Das Wenn? Sobald als möglich; ich ziehe morgen Rundschau ein. Wie wir's machen? Sobald ich mit dem Fahrzeuge in's Meine bin, lasse ich mir meine Pässe geben und nach der Hafenstadt visiren. Nun halte ich mich noch einige Zeit hier auf, bis die passende Minute kommt... wir dürfen von hier nicht eher abreisen als dann, wenn wir mit der größten Schnelligkeit gerade noch an Ort und Stelle kommen können zur Zeit wo das Schiff in See sticht... Du hast Dich bloß aus Deinem Zimmer fortzustehlen, ein Wagen für uns Beide wird bereit stehen, untergelegte Pferde reißten uns im Fluge aus diesem Lande fort, hin nach einem andern, wo unser Lebens Blumenstock ungestört im hellen Sonnenschein seine Blüthen treiben darf. Ist Dir das recht?“

„Vollkommen! So dachte ich mir's!“ erwiderte sie. „Sind wir erst fort — wie mir das Herz bei diesem Gedanken pocht — was sie reden mögen, wenn es heißt: Die Frau

ist mit ihrem Freunde in alle Welt geflohen... Wie sie die Nasen rümpfen werden die altklugen Matronen und wie sie giftig spötteln werden die blühenden Frauen. Und doch, ich fühle es, beneiden sie mich in der Stille von ganzem Herzen um mein Glück; denn eben weil sie's selbst gern kosten möchten und doch nicht kosten dürfen, sind sie so giftvoll und so neidisch... Redet Ihr, redet! Spottet, schändet meinen Namen, thut alles wozu Ihr Lust habt, was kümmert's mich, die glückliche Theresse, die an Carlo's Busen schlummert?"

„Ist das schon der Tag? Wo sind die Stunden hin?“ rief er, sich aus ihren Armen windend und den Vorhang lüftend, welchen sie gleich bei ihrem beiderseitigen Eintreten heruntergelassen hatte; „bei Gott ja,“ rief er umgewendet aus; „mit schnellen Schritten kommt der unwillkommene Bote des lichten Tages in diese Welt hereingegangen und weckt alle Schläfer, so viele ihrer mit geschlossnen Sinnen auf ihrem Lager ruhten... Leb' wohl, Du Theure!“ rief er Abschied nehmend; „sei vorsichtig und laß um Gottes willen keine Seele die leiseste Spur von alle dem errathen was wir uns vorgenommen haben...“

„Sei unbesorgt, mein Freund... ach, daß Du mich verlassen mußt!“ sprach sie betrübt; „wenn wir erst immer bei einander bleiben dürfen!... Leb' wohl, leb' wohl und denke an mich wie ich an Dich, weil ich nicht bei Dir bin!“

So schieden sie. Als er heraustrat, blies ihm die frische Morgenluft mit ihrem Sauche in's Gesicht, ein leichtes Trösteln schüttelte ihn; aber vorsichtig, wie es die Gefahr, welcher er sich und die Geliebte aussetzte, wenn er entdeckt wurde, von ihm verlangte, schlüpfte er unter der immer heller herabquellenden Lichtfluth des Tages wieder zum Garten hinaus.

Wie ganz anders sah er jetzt die Welt an! Es zitterte über ihm ein andres Licht, es schienen Geisterstimmen aus den Lüften ihm entgegenzuflüstern; es kam ihm vor als wäre er mit Fleisch und Blut der Welt jetzt mehr als früher einverleibt. Ach, mit welchen Empfindungen weilten seine Gedanken jetzt in Theresens Nähe, in dem Paradiese, welches er in diesem Augenblicke nicht betreten durfte! So denkt der Mensch an ein goldnes Zeitalter zurück und tröstet sich nur mit der Hoffnung einer dereinstigen Wiederkehr des verschwundenen Glückes.

Sein Weg führte ihn zunächst durch einen offenen Park, den beliebtesten Ort für die Spaziergänger und Faullenzer der Stadt, welche hier zu allen Zeiten des Tages auf- und abschlenderten. Jetzt war kein Mensch zu hören und zu sehen... er allein hörte das Morgenlied der Vögel, was seine Empfindungen nur noch erhöhte.

Bald erreichte er die gewöhnliche Straße. Hier fanden sich schon mehrere Menschen, denn es war eben Markttag.

Die hübsche Gärtnerin trug den Korb mit bunten Blumenstöcken auf dem Rücken; neben ihr fuhr ein Wagen mit frisch geschlachteten Thieren, dessen rothbäckiger Besitzer einige rohe Späße mit seiner Nachbarin machte; der lustige Vogelhändler pffiff seinen Singvögeln, die er in einem großen Bauer mit verschiedenen Fächern auf dem Kopfe trug, ein Lied vor wie er's im Walde zu thun gewohnt sein mochte. Der letztere, ein fecker Bursche, so leichtblütig wie die Sängers selbst, die seine Beute geworden waren, hatte bald seine Gesellschafterin an der schönen Blumenhändlerin gefunden, die seinen Neckereien durch ihre nur halb abwehrenden Antworten immer neue Nahrung zu geben wußte.

Unser Held kam sich immer vor als lebte er noch im gestrigen Tage; es wollte ihm gar nicht in den Kopf, daß heute ein neuer Tag wäre, denn die Spanne Schlaf, durch welche er sonst wie durch eine Scheidewand oder ein Komma stets gestern und heute zu theilen gewohnt war, fehlte diesmal, und beide Tage gerannen in eine helle Fläche zusammen; deshalb konnte er sich anfänglich nicht so recht in das Geräusch des Lebens finden, in dessen Mitte er aus der seligen Einsamkeit plötzlich heraustrat; er war überrascht und verwirrt und dazu noch gewaltig von dem aufgeregt, was seine Seele in Bewegung gesetzt hatte. Mit jedem Schritte jedoch, den er weiter in das Gedränge der lärmenden Menge hineinthat, machte

sich der Einfluß dieses Schauspieles immer mehr geltend; der Träumende wachte auf, sein ungewisser Schritt wurde immer fester und sein Auge betrachtete die Dinge wieder wie früher. Er ließ sich von dem Menschenstrome mit fortnehmen und vergaß über dem lauten Getümmel so ziemlich was ihn vor wenigen Stunden noch so in Aufruhr gesetzt hatte; denn ist jemand mit seiner Leidenschaft allein, sei diese welcher Art sie wolle, so wächst sie ihm leicht über dem Kopfe zusammen; in der Einsamkeit klingt der schlagende Pendel des Herzens weit lauter in's Ohr als wenn er durch andre Töne geschwächt wird; daher müssen leidenschaftliche Menschen einen starken Gegendruck von außen haben, sie bedürfen eines Gegenstandes, an welchem sie sich abarbeiten können, indem sie sich sonst gegen sich selbst kehren und sich innerlich aufreiben; das Gewühl des Lebens scheucht die Leidenschaften wie tagscheues Geflügel zurück... schüchtern verkriechen sie sich in die Schlupfwinkel, wo sie am ungestörtesten sind, und schrumpfen zu winzigen Funken zusammen — der Mensch richtet sein ruhigeres Auge nach außen, und wie er so lächelnd in das Perspectivbild des Lebens hinschaut, sieht's ihm niemand an, welch eine Lavamasse noch vor kurzem auf dem Boden seines Herzens gekocht hat.

Wie der Schmetterling sich die süßeste Blume, die welche ihm mit ihren Lippen am appetitlichsten zulächelt, auszusuchen pflegt, so kehrte sich auch Casanova mit all seinen Sinnen

in dem großen Maskenzuge, in welchem er selbst mit figurirte, gegen das Bild welches ihn am meisten ansprach. Es war der Vogelfänger mit seiner Blumenhändlerin, denen er auf dem Fuße nachfolgte. Der gelbbraune Lack, der rothe, blaue, weiße und fleischfarbene Levkoi, die Monatsrose und die gelbe Sammtrose trug das Mädchen in ihrem Korbe, indem es anscheinend bloß mit halbem Ohre, in der That aber mit lauschendem Herzen dem Schwäger an ihrer rechten Seite zuhörte, der ihr eben hoch und theuer zuschwur, daß er nie ein schöneres Mädchen gesehen hätte und zum Sterben in sie verliebt wäre. Sie entgegnete, er werde ja wohl schon eine Andre haben und solle seine Spöttereien für sich behalten; er aber behauptete ihr in's Gesicht, er hätte noch nie ein Mädchen geliebt, sie wäre die Erste und solle die Einzige bleiben.

Jetzt kamen sie an eine Stelle, wo der Zug in die Straße einmündete. Hier riß das Ungefahr das plaudernde Paar von dem unbemerkten Beobachter hinweg, der sich ihm nicht gut wieder nähern konnte. Indeß er folgte dem Strome, von welchem er sich einmal hatte erfassen lassen, bis auf den nahen Markt, und beobachtete das Paar, wie es sich immer bei einander hielt, aus der Ferne.

Buden standen hier aufgebaut, Verkäufer, welche schon während der Nacht angekommen waren, lagen noch neben ihren

Wagen und Körben und schliefen, in grobe Mäntel gehüllt, auf den harten Boden hingestreckt.

Aus allen Straßen, welche auf den Markt einmündeten, kamen geschäftige Menschen wie Ameisen, welche ihre Eier aus dem zerstörten Baue forttragen, um sie in einem neuen wieder unterzubringen. In Betrachtung dieses Schauspieles verloren durchwandelte Casanova den Markt, freilich manchmal durch einen Stoß unangenehm berührt, öfter noch gezwungen auszuweichen oder still zu stehen, wenn er nicht in verdrießliche Collisionen gerathen wollte; allein so war's ihm eben recht; er machte sich so seine eignen Gedanken, während er auf diese Weise einherschritt.

„Welch ein gefräßiges Raubthier ist der Mensch!“ sprach eine Stimme in seiner Seele; „Geflügel und vierfüßige Thiere, denen die Haut schon abgezogen ist und deren Leiber man in Stücke gehackt hat, Feld- und Baumfrüchte, alles verschlingt er wie es ihm vor den Mund kommt! Und solch eine Stadt ist ein Ungeheuer mit tausend Rachen, jedes einzelne Glied an diesem wimmelnden zuckenden Leibe ist ein Mensch, der als seinen Mittelpunkt, um den sich alles dreht, den liebwürthen Wagen im Leibe herumträgt. Arme hat der Mensch, die weder in die Luft hinauf noch in's Wasser hinunterreichen, aber der Funke der List schläft nicht in seinem Gehirn; er verlängert seine Arme und bindet sich Schwimmblasen an den Leib

und so erhält er aus Luft und Wasser was er haben will. Und wie er sich herumtreibt in der heißen Sonne! Die Straßen stäuben und er athmet den Staub in seine Brust, die Augen werden müde, die Glieder matt... was thut das! In Haufen kommen die verschiedenen Geschlechter auf die Bühne gestürzt, wo sie sich eine Weile herumtummeln; sind sie darüber hinweg, so sind schon andre wieder da... die ersten sind verschwunden und nur ihre halbverwitterten Fußstapfen geben noch kund, daß sie einmal dagewesen sind. So geht's dem Einzelnen, so dem ganzen Volke..."

Während er solche Betrachtungen bei sich anstellte, füllte sich der Markt immer mehr, denn die Einkäufer und besonders die Einkäuferinnen stellten sich ein, und nun begann das Feilschen und Schachern in gewohnter Weise. Die hübschen Dienstmädchen, welche mit dem Handkorbe am Arme hinter ihren Damen hergingen, zogen besonders die Aufmerksamkeit des Mannes auf sich, der sich ohne weitere Veranlassung als seine Laune unter dieses Gewühl gemischt hatte; allein jetzt drang ihm plötzlich ein so starker Käsegeruch in die Nase, daß er sogleich links um in eine Seitenstraße einbog, um sich vor solchen unwillkommenen Eindrücken zu retten.

Ehe er sich's versah, stand er vor der Thür zu seiner Wohnung.

Der erstaunte Schließer wünschte dem Nachtwandler mit

dem verstörten Gesichte und zerstreuten Wesen einen guten Morgen.

Während er sich niederlegte, erschien an dem gegenüberliegenden Fenster das Brustbild eines wunderlieblichen Mädchens; das jugendliche Gesicht glich einer frisch aufgeblühten Monatsrose und die Augen waren zwei milde Sterne, die wie Thautropfen auf zwei Stellen jener Blüthe lagen. Sie begoß die Blumenstöcke, welche vor ihrem Fenster standen, und dieses Geschäft schien sie sehr in Anspruch zu nehmen, wenigstens verrichtete sie es mit der äußersten Sorgfalt. Unter der Hand ließ sie einen verstohlenen Blick über die Straße und nach den Fenstern gegenüber leuchten, und dieses wiederholte sie, sobald sie sich unbelauscht glaubte, noch öfter.

Hieraus konnte man vielleicht abnehmen, was das Dämchen so lange am Fenster festhielt; nicht die Sorge um ihre blühenden süßduftenden Pfleglinge, ach nein, die waren mit leichter Mühe in der kürzesten Zeit zufriedengestellt, es war vielmehr etwas Andres was ihr im Sinne lag, eine lebendige Blume war es, nach welcher das Vögelchen lüftern einen langen Hals machte; der schöne Jüngling nämlich, welcher da gegenüber Quartier genommen hatte und unglücklicherweise sich gar nicht sehen lassen wollte, da er doch so sehnüchtig erwartet wurde.

Die Lauschende glaubte sich unbeobachtet, aber sie war es

nicht. Ihr erster Blick hatte die Luft gar vorsichtig sondirt. Unmerklich hatte sie diesen erst eine Spanne weit gerückt; als sie hier auf nichts getroffen war, hatte sie sich noch einen Finger breit weiter gewagt. Immer war die Luft noch rein; daher schickte sie einen solchen Rundschaffer bis mitten in die Straße... sie beugte sich ganz unbefangen zum Fenster heraus und sah rechts und links die Straße entlang. Das gegenüberliegende Haus schien sie gar nichts anzugehen, wenigstens that sie nicht so; aber bald änderte sich die Sache... Sie wendete sich nach dem Ziel ihrer Wünsche hin und heftete brennende Blicke des Verlangens auf die geschlossenen Fenster mit ihren kalten fühllosen Glasflächen.

„Conrad, der über dieses Manoeuvre schon seit einigen Tagen gar seltsame Betrachtungen angestellt hatte, stand im Hintergrunde des Zimmers, in welchem sich sein Gebieter gewöhnlich aufhielt, und beobachtete das Mädchen.

„Hm,“ rief er; „daß die noch an Herzdrücken stirbt, ist so gewiß als daß wir es nicht werden. Dauerst mich, arme Kleine; aber ich habe die Liebe geschworen und kann Dir nicht helfen, wenn Du mich auch grausam nennst. Hätte Gretchen nur die Hälfte so gefühlt wie Du, nun dann hätte man nicht wissen können was geschehen wäre. Sie wollte nicht, sie hatte keine Augen zu sehen und keine Ohren zu hören — nun, sie gehabe sich wohl! Aber Du, arme Kleine, Du

kannst mich nicht in meinen Grundsätzen wankend machen und wärst Du zehnmal verführerischer als Du bist. Ich weiß nicht was die Weiber nach mir äugeln; wenn wir ausgehen, wenn wir uns sehen lassen, drehen sie alle die Köpfe nach uns... ich darf ihnen in's holde Auge blicken, sie halten meinen Blick aus... Nun, übel bin ich nicht, das ist wahr; aber seit einiger Zeit muß ich mich noch überdies außerordentlich zu meinem Vorthelle verändert haben, denn während sonst alle Welt keine Sylbe von mir wissen wollte, bin ich heute ein wahrer Löwe des Tages in meinen Eroberungen."

Ein helles Gelächter aus dem Schlafzimmer war die Antwort auf dieses Selbstgespräch des guten Conrad Dippel, welcher wie aus den Wolken gefallen auf die halboffene Kammerthür zuing und nachsah, ob sein Herr schlief. Der letztere stellte sich wenigstens als ob er schlief; aber bald wurde aus der Verstellung Wahrheit: ein lautes Schnarchen verrieth, daß wirklich ein tiefer wohlthätiger Schlaf den Müden in seine Arme genommen hatte.

Conrad wußte nicht wie er sich unter diesen Umständen das Gelächter erklären sollte, welches er vernommen hatte, und wäre beinahe auf einen neckischen Geist gefallen, welcher Spaß mit ihm treiben wollte; allein er glaube der Wahrheit näher zu kommen, wenn er annähme, daß der Herr im Traume gelacht hätte, und zur Erhärtung dieses Satzes führte er bei sich

selbst die Erfahrung an, daß ja auch Hunde im Traume bellen und knurren, als ob sie wachten.

Im erhabenen Bewußtsein seiner siegreichen Reize klinkte er die Kammerthüre zu und schlich sich seufzend vor Mitleid gegen das liebekranke Mädchen zum Fenster des Wohnzimmers, wo er ein Buch zur Hand nahm und that als ob er läse, während er doch sein Auge hinüberschweifen ließ, wo die schöne Gärtnerin mit ihren allerliebsten Händen die Gießkanne handhabte.

„Wie sie herübersteht!“ flüsterte er tonlos für sich; „wenn die nicht bis über die Ohren in mich verliebt ist, so weiß ich nicht was verliebt sein heißen soll.“

Er richtete sich vom Stuhle auf und öffnete das Fenster; so wie er herausah, drehte sich das Mädchen um und kehrte ihm den Rücken zu. Das verschnupfte ihn etwas. „Wie?“ rief er aus, „trogen will sie? Sie will noch gebeten sein, während doch ihr Glück und Unglück in meinen Händen liegt? Warte, Deine Strafe soll schon kommen! Du sollst sie fühlen! Du sollst mich auf den Knien bitten müssen, ehe ich Dich wieder ansehe...“

Mergerlich machte der Sprechende das Fenster wieder zu und entfernte sich. Das Mädchen hatte dieses kaum bemerkt, als es wieder zum Vorschein kam, den drei letzten Blumentöpfen noch zu trinken gab und dann eine Arbeit zur Hand

nahm, mit welcher sie sich in der Fensterbrüstung gleich hinter die Blumen placirte.

Der Ersehnte kam jedoch nicht, ihre Blicke mochten ihn mit noch so beredtem Feuer herbeibeschwören. Conrad aber äußerte, daß solch ein Mädchen es gerade machte wie die Fischotter, wenn sie aus dem Wasser auftauchte; „erst,“ sagte er, „erst stellt sie sich hinter einen Strauch und sondirt nach allen Seiten hin; ist die Luft rein, dann fühlt sie sich sicher und geht getrost vorwärts...“

Während er dieses Bild näher ausführte, brachte er die Kleider seines Herrn wieder in die gehörige Ordnung und brummte sich eins dabei zum Zeitvertreibe.

Zweites Capitel.

..... Ist nicht die weite Welt
Ein holdes Brautgemach, wo Lieb' und Lust und Sehnen
Mit tausend Stimmen spricht, und Wief' und Wald und Feld
Zu einem Kranz sich webt, der Liebsten Haupt zu krönen?
E. Schulze.

Anstalten zur Flucht.

Trotz dem heißen Sommertage, der auf die Erde drückte, beschäftigte sich Casanova überaus eifrig mit Brieffschreiben, um weiter nichts bekümmert als was beim Zwecke dienlich sein konnte. Der alte Conrad mußte für eine Flasche Wein, für Brod, Fleisch und frisches Wasser sorgen und kam mit seiner Erzählung von dem Mädchen, welches er in sich verliebt glaubte, bei seinem vielbeschäftigten Herrn durchaus nicht an.

Die Briefe waren geschrieben, die Rechnungen in Ordnung gebracht; alles lag neben einander auf dem Tische; über der Arbeit war es aber auch Abend und wieder Tag geworden. Sinnend stand Casanova mit untergeschlagenen Armen vor seinem Werke, dessen einzelne Stücke er betrachtete. Plötzlich rief der Mann, welcher die Nacht in seinen Kleidern durch-

wacht hatte und jetzt am Morgen noch keine Müdigkeit spürte: „Es muß sein! Was thäte ich Dir zu Liebe nicht, Du theure Freundin! Wie Zugvögel werden wir von dannen fliegen und uns ein Nest in bessern Welttheilen bauen, wo wir wenigstens das thun dürfen, ohne welches wir Beide nun einmal nicht leben können und nicht leben wollen! — Fort, fort von hier!“

Ein rascher Gang durch's Zimmer unterbrach dieses Selbstgespräch und versinnlichte treffend den jetzigen Gemüthszustand dessen, von welchem es ausgegangen war. Sinnend blieb er am Fenster stehen und stützte sich mit dem rechten Arme auf die Brüstung, indem er sein Auge auf die durchsichtige Glaskapfel richtete, welche in ihren Spiegel ein Stück Außenwelt eingerahmt hatte. Doch von diesem Bruchstücke sah er nichts, denn nur das leibliche Auge starrte gefühllos auf die Oberfläche desselben, während der Glanz seiner brennenden Augen verrieth, daß er in ein weites schimmerndes Feld der Hoffnungen und Entwürfe hineinschaute, welches er hinter diesem Körperschleier ausgebreitet sah.

„Die Sonne scheint überall und ist dieselbe,“ rief er wieder; „liebgewordene Gewohnheiten, die Freunde und das Land mit den Gütern meiner Väter, das lasse ich hinter mir und trage die Holde in meinen Armen auf ein stilles Plätzchen, eine unnahbare Insel zweier Seligen, die einander alles sind. Dort,

dort, der Neugierde wie der frechen Gewalt entrückt, liegt unser stilles Plätzchen! Die fernen Menschen haben uns vergessen und wissen nicht wo wir sind; vielleicht halten sie uns für todt; auch gut, desto besser, so suchen sie uns nicht auf, und wir genießen das ungestörteste Glück...“

Die ersten Sonnenstrahlen fielen ihm in's Gesicht und zugleich trat Conrad, welcher den Kopf schon eine Weile unbemerkt durch die Thüre hereingestreckt und gehorcht hatte, vollends über die Schwelle, um seinen Herrn von seiner Anwesenheit zu unterrichten, denn er fürchtete, wenn er länger auf der Lauer bliebe, so möchte sich jener plötzlich umdrehen und hinter seine saubern Sprünge kommen. Uebrigens glaubte er genug gehört zu haben, ja mehr als ihm lieb war. Denn er bezog alle jene Aeußerungen auf das liebliche Vis-à-vis, welches eben wieder seine Blumenstöcke begoß und von dem am Fenster mußte bemerkt worden sein.

„Ich wünsche guten Morgen,“ sagte der Hereintretende mit einem Bückling, aber sichtbar in Bewegung durch sein ganzes Wesen.

Rasch drehte sich der Andre und war über diese Worte, welche ihn so urplötzlich in seinen Träumen störten, nicht wenig erschrocken. Zweifelhaft fixirte er den Grüßenden mit den Augen, dann erwiderte er: „Guten Morgen, Schlingel! Was horchst Du? Ist das Manier, he, mir auf allen Schritten nach-

zuschleichen wie ein Schatten, um zu lauschen und zu lügen, damit Dir ja keine meiner Bewegungen entgehe?"

„Ich habe ja nicht gehorcht... ich machte eben die Thüre auf, um nachzusehen, ob..." stotterte der Verlegene.

„Dank' es Deinem guten Glücke" sagte der Herr hierauf, welcher ihn bloß hatte sondiren wollen, „daß ich aufgelegt bin es Dir zu glauben; aber merke Dir's, wenn ich Dich noch einmal so antreffe, so fasse ich Dich bei der verrätherischen Gurgel und schnüre sie Dir zusammen, bis Dir der Athem ausgeht, denn dann kannst Du wenigstens nichts weiter plaudern."

„Aber Gott im Himmel, Sie sind ja schon... ich wollte sagen noch angezogen!" nahm Conrad das Wort, um den Argwöhnischen auf andre Gedanken zu bringen.

„Ist meine Sache," erwiderte dieser kurz; „Du besorgst in einer Stunde einen Wagen, zunächst aber ein kleines Frühstück."

Das Frühstück wurde hereingebracht und der Hungerige langte zu. Er aß und trank herzhaft, denn er hatte einen Tag vor sich, welcher seine Kräfte ziemlich stark in Anspruch nahm, wenn alles das vollführt werden sollte was er für nöthig gehalten hatte. Zur bestimmten Zeit, als die Glocke eben aus hob um die festgesetzte Stunde zu schlagen, fuhr der Wagen vor; jener nahm Hut, Handschuhe und Stock und eilte hinunter, um sich einzusetzen.

Er befahl dem Lenker des Fuhrwerkes ihn vor allen Dingen nach dem Hotel zu fahren, in welchem seine Kasse lagen. Dieses war bald erreicht. Er sprang aus dem Wagen, hieß den Fuhrmann warten bis er wiederkäme und eilte hastig die Treppe hinauf, um seine Papiere, wie er dieselben übergeben hatte, wiederzuverlangen.

Hier stellten sich ihm jedoch mancherlei Schwierigkeiten in den Weg. Erstlich war der, welcher diese Legitimationen unter seiner Obhut hatte, noch nicht zugegen, denn es war noch ziemlich früh, und der Mann, eine vermoderte Bureauseele, pflegte immer nach Befinden auch zwei Stunden später zu kommen als er es eigentlich sollte. Das war so alter Schlendrian, welcher aus der guten alten Zeit von den Leuten mit herüber in die neue exactere genommen worden war; nur die jüngern Arbeiter hatte der Chef mit Mühe und Noth so weit gebracht, daß sie sich mit dem Glockenschlage einstellten; bei den älteren war dieses rein unmöglich; ab danken wollte man diese letztern nicht geradezu, denn einestheils hatten sie lange Zeit ihre guten Dienste geleistet und man hätte ihnen Pensionen geben müssen, anderntheils gingen die Sachen auch noch so leidlich ihren Gang. — Zu diesem ersten Uebelstande kam ein zweiter, der jenem auf dem Fuße nachfolgte.

„Ja, mein Herr,“ äußerte der Secretär, welchen der Reiseflustige angesprochen hatte, „das geht auch auf keinen Fall

so schnell als Sie denken; es müssen erst verschiedene Behörden gefragt werden, ehe Sie reisen dürfen..."

„Hoffentlich werde ich aber doch meinen freien Willen haben!" entgegnete der Andre überrascht und zornig; „ich bin hierher gekommen, habe für mein Geld hier gelebt, habe keine Verbindlichkeiten..."

„Das ist eben die Frage, welche wir niemandem, wer er auch sei, so ohne weiteres mit einem Ja beantworten können," erwiderte der Secretär mit einem feinen Lächeln; „es ist so, und jeder, welcher sich hier aufhält, ist verpflichtet sich nach den bestehenden Gesetzen zu richten..."

„Aber, mein Herr, was soll das heißen? Macht man mich zu einem Betrüger? Hält man mich für einen Schwindler? Gehen Sie zu meinem Banquier; es wird genügen, wenn ich Ihnen die Firma Heymann Taylor nenne; gehen Sie oder schicken Sie jemanden, wie es Ihnen beliebt, oder ich will Herrn Taylor selbst mit herbringen; er soll Ihnen sagen..."

„Mein Herr," erwiderte der Secretär ruhig, „Sie ereifern sich ohne Noth; beliebt es Ihnen, so warten Sie hier bis mein College kommt; wollen Sie das nicht, so gehen Sie jetzt und kommen Sie in zwei Stunden wieder, dann werden Sie ihren Mann finden."

Mit einer freundlichen Verbeugung entfernte sich der Sprechende und trat an sein Pult, wo er anfang zu arbeiten. Nur

von Zeit zu Zeit ließ er einen Blick nach Casanova hinüberschweifen.

Knirschend vor Wuth stampfte der Ungeduldige, welchem solch ein Bescheid geworden war, auf den Boden; ohne ein Wort zu sagen, stürzte er hinaus und nach seinen Wagen.

„Zum Banquier!“ rief er dem Kutscher zu, „Firma Heymann Taylor!“

Der Wagen rollte fort und hielt bald vor dem prächtigen Hause des reichen Juden, welcher jenen Namen führte.

Das Geschäft war bald im Gange; Taylor hatte einen ziemlichen Vorrath von Papieren, die man in dem Welttheile brauchen konnte, nach welchem der junge Mann reisen wollte; was er eben von der fraglichen Summe zur Zeit noch nicht decken konnte, versprach er heute noch herbeizuschaffen, und bedauerte herzlich, daß er mit dem Herrn Baron, wenn sich derselbe etwa gar jenseit des Meeres ankaufen wollte, künftig keine Geschäfte mehr machen könne.

„Letzteres ist nicht gerade meine Absicht,“ tröstete dieser seinen Mann; „mich treibt's nun einmal in die weite Welt hinaus und ich habe keine Ruhe; vielleicht daß sich meine Reiselust schon gelegt hat wenn ich in die Hafenstadt komme... wer weiß das?... wenn nur die verwünschten Pässe...“

„Ach, Sie haben Ihre Pässe noch nicht?“ unterbrach ihn

der Banquier hastig; „dann kann ich mir Zeit nehmen und die Wechsel mit aller Gemächlichkeit zusammenkaufen...“

„Nein, nicht Zeit!“ rief der Andre, „nicht Zeit nehmen, bester Freund, denn ich sage Ihnen, daß ich Himmel und Erde in Bewegung setzen werde, um sie heute noch zu bekommen; bekomme ich Sie aber nicht, so werde ich morgen ohne Pässe abreisen...“

„Aber dann werden Sie nur nicht weit kommen...“

„Ist meine Sache! Heute Abend müssen wir richtig sein! Vor dem Einbruch der Nacht bin ich wieder bei Ihnen! Rechnen Sie auf mich!“

Er verabschiedete sich bei dem Banquier und dieser sah ihm kopfschüttelnd nach. Zu gelegener Zeit sah Casanova den Kammerherrn von Roussillon in einen öffentlichen Ort eintreten, wo man Eis, Thee, Kaffee, Chocolate und dergleichen zu genießen pflegte, um bei dieser Gelegenheit die Zeitschriften, welche hier auslagen, gemächlich überfliegen zu können. Auf der Stelle entschloß er sich diesem seinen Bekannten, von dessen Gefälligkeit er zwar nicht die glänzendsten Proben hatte, dessen guten Rath er aber doch benutzen zu können glaubte, nachzugehen und ihn anzureden.

Eben schlug jener die Beine über einander und entfaltete ein riesengroßes Zeitungsblatt, welches er durchlesen wollte, als unser Casanova auf ihn zutrat und sich neben ihn setzte.

Das war zwar unartig, aber der Cinc glaubte nicht auf die Höflichkeitsregeln, welche im gewöhnlichen Salonleben gelten, Rücksicht nehmen zu dürfen, da es sich um die schnelle Erreichung eines heißersehnten Zieles handelte; der Andre, welcher das Unschickliche in dieser Zudringlichkeit recht wohl zu würdigen verstand, mußte schon aus der Noth eine Tugend machen und stellte sich höchst erfreut, hier mit einem werthgeschätzten Freunde eine Stunde verplaudern zu können.

„Denken Sie sich,“ rief Casanova, „denken Sie sich, wie es mir geht! Ich brenne vor Begierde den Hafen zu sehen... ich muß Meer vor mir haben, sonst sterbe ich vor Eigensinn und Langerweile... Und was sagen die, welche mir meine Pässe geben sollen? Diese phlegmatischen Einfaltspinsel zucken mit den Achseln und antworten mir ganz kalt: Das geht nicht so schnell; Sie müssen warten! Nun bitte ich Sie, denken Sie sich einen Menschen von meinem Temperamente vor diesen eiskalten Klöben, die ihn schweigend anglozen; denken Sie sich solch einen Menschen und sagen Sie, ob es nicht ist um aus der Haut zu fahren!“

„Aber was fällt Ihnen ein?“ fragte der Andre; „warum so schnell uns verlassen? Hat Ihnen etwas nicht gefallen?“

„Ach,“ rief Casanova, „mir gefällt alles und alles nicht; ich will nun einmal fort! Das Pflaster gefällt mir nicht,

die Häuser und Bäume und Flüsse, die Brunnen, alles widert mich an wie den Gefangenen die Mauern seines Kerkers!"

„Sonderbar das! Sie sind eine englische Natur!" nahm der Kammerherr das Wort; „aber wenn Sie nicht weiter als bis zum nächsten Seehafen wollen, so brauchen Sie ja bloß zu sagen, daß Sie binnen einer festgesetzten Frist wieder hier eintreffen werden. Ihre Effecten lassen Sie hier... In diesem Falle rechnen Sie auf mich, Sie sollen morgen den Reisepaß nach dem Hafen in den Händen haben..."

„Ach, aber später will ich weiter, und das wahrscheinlich schon wenige Tage nachher!" rief der Andre ärgerlich.

„Nun, während Sie die erste Reise machen, kann ja hier das Nöthige für Sie besorgt werden..."

„Nun, wenn's nicht anders geht und durchaus nicht anders zu machen ist," äußerte der Unzufriedene, „dann freilich muß ich mir's gefallen lassen. Ich rechne auf Sie und Ihren Beistand; darf ich das?"

„Können Sie getrost," bestätigte der Kammerherr; „erst brauchen wir den Paß zur kürzeren Reise; kommen Sie von dieser zurück und verlangen uns ganz zu verlassen, dann allerdings können wir Sie nicht halten, obwohl wir den Verlust eines so liebenswürdigen und geistreichen Mannes wie Sie, mein Freund, von ganzem Herzen bedauern müssen..."

„Bitte, bitte! Im voraus meinen Dank!“ rief Casanova und stand auf, um Abschied zu nehmen.

Der gefällige Kammerherr versuchte es ihn zurückzuhalten, aber vergeblich; ohne die Chocolade, welche er sich hatte geben lassen, berührt zu haben, stürzte er hinaus.

Auf der Stelle begab er sich nach Hause und sendete die Briefe, welche er über Nacht geschrieben hatte, auf die Post. Jeder von diesen war mit einer Geldsumme beschwert und ging eine Station weiter als der vorhergehende; es stand in allen dasselbe, nämlich die einfache Weisung für das beiliegende Geld zu der angegebenen Stunde Pferde und einen wegfundigen Postillon bereit zu halten. Er wollte erst einmal zur Probe den Weg machen und zugleich mit dem Schiffscapitän des nächsten abgehenden Schiffes, wegen zweier Plätze in der ersten Kajüte, Abrede zu nehmen.

„Morgen, morgen!“ seufzte er, in seinem Zimmer auf- und abgehend. „Die Briefe müssen wenigstens sechs Stunden vor meiner Ankunft an Ort und Stelle sein... Morgen allein, nach so und so vielen Tagen denselben Weg in ihrer Gesellschaft... Kann ich dieser That auch ruhig entgegensehen?... Hinweg, Bedenklichkeiten! Es muß sein! Es ist keine Wahl mehr!“

O wie lang wurden ihm die Stunden, welche er allein zubringen mußte! Hätte er die Zeit mit den Füßen vorbeiz-

stampfen können, wie manche schwere Verbrecher das Wasserrad unaufhörlich treten müssen damit sie nicht bis an die Hüften in's Wasser gerathen, er hätte sich mit Freuden anschnieden lassen und gearbeitet was seine Leibeskräfte im Stande gewesen wären! Aber er mußte gelassen die Hände in den Schoß legen und die Zeit schleichen lassen!

Noch zur rechten Zeit hatte Conrad die Briefe abgegeben; der Paß kam auch diesen Abend noch und beigelegt waren ein paar Zeilen von der Hand des Kammerherrn, welcher meldete, daß bei der Rückkunft des geehrten Freundes, wenn dieser dann wirklich sein Vorhaben noch nicht aufgeben haben sollte — diese Worte waren zweimal unterstrichen — sich alle Schwierigkeiten mit einigen Worten würden erledigen lassen.

Conrad erhielt die Weisung einen Lederkoffer zu packen und mußte sich mit der Auskunft trösten lassen, daß sein Herr eine kleine Lustreise vorhätte, welche etwa vier bis fünf Tage dauern würde.

Herr und Diener, jeder mit seinen eignen Gedanken beschäftigt, legten sich zeitig zu Bette, um morgen bei guter Zeit wieder munter zu sein, denn die Reise sollte zeitig angetreten werden.

Raum hatten sie sich Beide aus den Federn gefunden, so stellte sich der Postillon auch schon vor dem Hause ein, um seinen Passagier abzuholen. Dieser setzte sich ein. Der Fahr-

kundige pflegte einen derben Imbiß vorzulegen, wenn es eine schnelle Reise galt, und hatte namentlich diesmal dem Gläschen so wacker zugesprochen, daß er gar kein Erbarmen gegen die Pferde kannte und die Peitsche mehr als gewöhnlich handhabte.

Die erste Station war schnell glücklich zurückgelegt. Mit wohlberechneter Schlaueit gab Casanova dem Schwager ein Ansehnliches über das gewöhnliche Trinkgeld und sagte dabei: „Du mußt mich wieder fahren, wenn ich diesen Weg noch einmal mache!“

„Was ich schon thun werde!“ erwiderte der Mann lachend und hielt sein Trinkgeld dem nachfolgenden Kameraden hin, welcher eben damit beschäftigt war seine Pferde vorzuspannen. Dieser warf einen bedeutungsvollen Blick auf die blanken Geldstücke; Freude und Hoffnung glänzte in seinem härtigen Gesichte.

Auf der nächsten und jeder nachfolgenden Station versicherte sich der Reisende des käuflichen Wohlwollens aller der ehrenwerthen Postillone, welche ihn fuhren, durch das einfache Mittel, daß er seinen Beutel zog und jedem dieselbe Summe schenkte wie dem ersten. Selbst dem auf der dritten Station, welcher ihn, trotz dem daß er sich alle Mühe gab gut zu fahren, aus Ungeschicklichkeit umwarf, ließ er dieses nicht entgelten; er gab ihm dasselbe was die Andern bekommen hatten,

denn es war ihm vor allen Dingen darum zu thun sich bei diesen Leuten in Gunst zu setzen.

So wurde die Hafenstadt erreicht. Der Reisende hätte der Ruhe recht sehr bedurft, denn er war Tag und Nacht gefahren und hatte im Wagen nicht schlafen können, aber da es noch Zeit war, zog er es vor, seinen Koffer in den nächsten Gasthof schaffen zu lassen und selbst zugleich nach dem Hafen zu gehen, wo er eine Gelegenheit zur Ueberfahrt suchen wollte.

Bloß zwei Schiffe, welche nach dem fraglichen Gestade steuern wollten, waren unter der Unmasse von Fahrzeugen, die den Hafen füllten, anzutreffen; das eine war der Neptun unter dem Commado des Capitäns Dickson, eines jungen aber äußerst geschickten Seeofficiers, das andre der sogenannte Strandläufer unter dem verwegenen und barbarischen Isly, einem alten Seemann, welcher weiter nichts kannte als sein Schiff und sein Gewässer.

Das zweite Schiff ging später ab als Casanova wünschte; indeß auch wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, so hätte schon die Art und Weise, wie sich das ganze Schiffsvolk benahm, ihn abgehalten sich und die Geliebte diesen finstern Männern anzuvertrauen. Die bleiche Furcht stand dem Personale, welches auf dem Schiffe war, als er sich an Bord desselben aufwinden ließ, in den Gesichtern geschrieben, und dies war zu abschreckend und unheimlich, wenn sich auch die

barsche herrische Laune des Capitäns noch hätte ertragen lassen. Aber dieser Mann war auch ein wahres Scheusal von einem Menschen. Das Gesicht war von der Sonne gebräunt und die buschigen Augenbrauen hingen wie zwei Wetterdächer über die Augenhöhlen, von denen die eine leer war, während aus der andern ein kleines stechendes Maulwurfsauge hervorblinzelte. Eine tiefe Hiebnarbe lief quer über das breite Gesicht und mit den Armen warf der baumstarke Mann unaufhörlich so heftig um sich herum, daß man in Gefahr kam eine Contusion davonzutragen, wenn man ihm etwa aus Versehen zu nahe kam.

Welch ein anderer Mann war dagegen der Capitän Dickson! Mit der Freundlichkeit eines Weltmannes empfing er den Unbekannten, welcher ihm als Herr Casanova vorgestellt wurde; er lobte sein Schiff mit wahrer Vorliebe, bemerkte vor allen Dingen daß, namentlich wenn eine Dame bei der Gesellschaft wäre, keine Gelegenheit passender sein könnte als eben der Neptun.

Zum Beweise führte er den Andern in die Kajüte, und wirklich dieser mußte gestehen, daß hier alles wenigstens noch einmal so elegant und bequem wäre als auf dem Schiffe des Herrn Isly. Es fehlte nichts von allen den Dingen, welche den Menschen die lange Einsamkeit einer Seereise erträglich machen konnten; das Pianoforte, welches im Speisesaale stand,

war ein Meisterstück in seiner Art, die ausgesuchtesten Musikstücke waren in netter, reiner Notenschrift vorhanden und standen allesammt auf einem Repositorium, welches an der Schiffswand befestigt und so eingerichtet war, daß die einzelnen Bände, auch wenn das Schiff schaukelte oder sich auf die Seite legte, nicht herausfallen konnten. Ebenso gewählt war die Bibliothek, welche den Passagieren offen stand. Die Meisterwerke jeder Nation standen hier beisammen und Exemplare davon waren theils in der Ursprache theils in gelungenen Uebersetzungen vorhanden. Selbst auf diejenigen, welche etwa bloße Unterhaltungslecture suchten, war Rücksicht genommen, indem man eine Anzahl der neuesten Romane angeschafft hatte, wie dieselben der Zeitgeschmack eben verlangte. Die Küche, in welche der gefällige Capitän seinen zukünftigen Passagier führte, war reichlich und geräumig, und Casanova war überrascht, auch hier eine Eleganz zu finden, welche er gar nicht auf einem Schiffe gesucht hätte.

Er schloß unbedenklich mit diesem Capitän ab und war zufrieden, als er vernahm, daß die Forderung desselben die Summe, welche der Capitän des Strandläufers, Herr Isly, gemacht hatte, kaum um ein Zehnthel überstieg. Als die Sache in Richtigkeit war, lud der Passagier seinen Capitän noch zum Mittagsmale in seinen Gasthof, was dieser auch annahm; Beide verlebten noch einige fröhliche Stunden, dann entfernte

sich der Seemann, weil er noch verschiedene Geschäfte zu besorgen hatte, und wünschte dem Andern glückliche Reise sowie eine baldige Rückkehr an den Hafenplatz.

Mit wie leichtem und doch klopfendem Herzen setzte sich dieser wieder in seinen Wagen! Welche Entwürfe machte er während des Weges, den er, in die Ecke der Kutsche hingelehnt, zurückzulegen hatte! Er dachte hunderterlei Möglichkeiten aus, und eine war immer schöner, immer reizender als die andre; die geschäftige Phantasie wirkte und webte unaufhörlich; er träumte so zu sagen mit offenen Augen und wachen Sinnen, starrte in die Welt hinein, ohne wirklich wahrzunehmen was ihm vor den Sinnen lag; über der Zukunft, in deren geheimnißvollem Reiche er lebte, vergaß er sich selbst und verlor er die Gegenwart aus den Augen. Zuweilen wurde sein Phantastenspiel so lebhaft, daß er laut mit sich selbst sprach, daß er entfernte Personen anredete, als ob sie wirklich zugegen gewesen wären.

„Wie der Adler die Taube von der Erde aufrafft und mit ihr in die hohen Lüfte steigt, so will ich Dich mit diesen Armen umfassen, süße Liebe!“ rief er und breitete die Arme aus, als wollte er jemanden an seine Brust drücken; „aber ich thue Dir nicht wehe; darum zittere nicht; nein, lege Dich getrost an dieses liebewarme Herz und schlinge Dich an Deinen Freund, der Dich erretten will, der hoch mit Dir in die Lüfte aufsteigt und Dich erst wieder zur Erde niederträgt, wenn es sicher wird...“

Zwischen zwei Endpunkten bewegte sich die dichtende Seele, die in ihm arbeitete, wie zwischen zwei Angelpunkten hin und her; was mitten inne lag, das übersprang sie trotz aller Schwierigkeiten, wie ein leichter Kahn über eine ruhige Wasserfläche schnell dahingleitet. Er sah sich warten und einen Wagen erblickte er neben sich am Wege... es war früher Morgen oder sternenhelle Nacht, je nachdem er sich's gerade in die Luft hinein zumalen für gut befand... die Pferde scharrten im Sande und bliesen den warmen Athem durch die Nüstern, daß es dampfte; ... wo blieb denn die, auf welche er wartete? Es war ihm immer als käme sie nicht, und er glaubte sie nach dem Freunde rufen zu hören, daß er ihr helfen sollte... Diese unheimliche Stimme, die bedeutungsvoll aus der verhüllten Zukunft wie aus einem finstern Abgrunde, der sich nur nach und nach dem Auge darstellt und was er in sich birgt aufsteigen läßt, an die arbeitende Seele schlug, suchte er zurückzudrängen und zu unterdrücken; er gab sich Mühe sie zu überhören... aber es ging nicht, und er wurde mehrmals bleich und starr vor Schrecken.

„Ach, ist denn die Zukunft wie ein Wasser, das man schon rauschen hört, ehe es herangekommen ist?“ rief er mit zitternder Stimme; „nein doch, nein,“ tröstete er sich; „wer kann denn wissen was die nächste Minute bringt?... ja, ahnen

wohl, das ist möglich, aber bestimmt wissen, ganz genau voraussagen, nein, das ist kein Mensch im Stande...“

Wieder nahm er die lieben Bilder auf; da die Geliebte nicht kommen wollte, so zauberte sie die Einbildungskraft gewaltsam hervor und versetzte das theure Bild ohne Umstände in den Wagen... der Mann selbst saß neben ihr, ohne zu wissen wie er hinein gekommen war; es war ihm nun als hätte er sich rasch vom Kutschentritte auf den Rücksitz springen sehen und den Schlag hinter sich zumachen hören... Jetzt ging's im Fluge weiter; die erste, zweite und dritte Station waren zurückgelegt; bald hatten sie den ganzen Weg hinter sich... dort lag ein Schiff im Hafen, welches im Begriff stand die Schwelle, über welche der Weg in's offene Weltmeer hinausging, zu überschreiten... „Rasch, rasch!“ raunte er dem zitternden Weibe in die Ohren, „schnell vorwärts! Eben kommen wir zur rechten Zeit!“ Sie eilten hierauf zum Hafen, blickten von dem schnell dahinschießenden Fahrzeuge zurück an's Land... Ha, wer stand da und winkte vergeblich, daß das Schiff halten oder zurückkehren sollte? Das war der Fürst, das waren Gendarmen... aber das Winken half nichts; die Winde legten sich mit aller Macht in die geschwellten Seegel und trieben die stolze Meeresbraut in gerader Richtung nach der unabsehbaren Ferne dahin. Wie ein flüchtiger Schatten huschte diese letzte Gefahr, welche Casanova vom Lande aus nachdrohen sah, an seinem Geiste

vorüber und in die unabsehbaren Weiten arbeitete die freudezitternde Seele nur neue Bilder des Glückes und der Wonne hinein, worauf sie so sehnsüchtig hoffte. Wie am ewigen Himmel Platz für tausend wunderliche Wolkengebilde ist, von denen immer eins um das andre aus einer unerschöpflichen Quelle hervorgequollen kommt und sich niederwärts senkt, so hat die geheimnißvolle Ferne des Meeres Raum für ebenso unzählige Schöpfungen der Einbildungskraft... diese zaubert mit ihrem allmächtigen Stabe ganze Welten und Himmel in die leere Luft hinein und bevölkert sie mit singenden Engelchören und Menschen, welche leben wie die Seligen im Paradiese.

Von dem Ausgangspunkte sprang er im Geiste mit einem Satz über dazwischenliegende Länder und Meere zu dem Endpunkte seiner Dichtungen... da schimmerte ein fernes Land am Horizonte; immer deutlicher stiegen die grünen Ufer aus dem Meere empor, immer heller leuchteten sie, mächtige Flüsse durchzogen das Land wie große Schlagadern und ergossen ihre süßen Wasservogen weit hinein in das wogende Salzwasser. Dort legte sich das Schiff vor Anker, dort vor dem Landungsplatz, wo die Binnen der Hafenstadt schimmerten... ach und tief im Lande hinter undurchdringlichen Wäldern lag die freundliche Wohnung, welche er sich gekauft hatte, an einem sanftabfallenden Berge... weit dehnte sich die Aussicht auf das Thal... zwei glückliche Menschen saßen auf einer Bank vor

der Thüre und sahen der Sonne nach, welche still immer tiefer gen Westen unter sank.

Nur wenn die Pferde gewechselt wurden, riß sich der Reisende von den Bildern seiner geschäftigen Phantasie los, um mit den Postillonen und Postbeamten geeignete Rücksprache zu nehmen. Den letztern händigte er im voraus Geld ein, wofür ihm dieselben das Versprechen geben mußten, acht Tage später Pferde bereit zu halten, welche einen Wagen, der zu dieser Frist ankommen würde, weiter befördern sollten; die Postillone suchte er sich durch das beliebte Mittel eines tüchtigen Trinkgeldes geneigt zu machen.

Spät in der Nacht traf er wieder vor seiner Wohnung ein. Da er den Schlüssel bei sich trug, schloß er die Thüre unbemerkt auf. Am andern Morgen war er wieder da und die Leute wußten nicht wo er hergekommen noch wo er gewesen war.

Am demselben Tage besuchte er einen öffentlichen Spaziergang, wo ihn die Geliebte sehen mußte. Es war so verabredet zwischen ihnen, daß er, sobald er wiederkäme und alles in Ordnung gebracht hätte, sich hier zeigen sollte, ein Grund weshalb Therese keinen Tag versäumt hatte, sich zur bestimmten Stunde einzufinden.

Ein Schaudern der Wonne durchzuckte ihn, als er sie wieder sah, und auch sie erschrak, als ihr Auge auf ihn traf;

ſie ſenkte den glühenden Blick zitternd zu Boden. Ohne ihn wieder anzusehen, ging ſie voraus und bog in einen einsamen Gang ein. Vorſichtig folgte er von ferne.

Als ſie den Laubgang an der andern Seite verließ, trat er von der entgegengesetzten unter das dunkelgrüne Dach und schritt wie im Traume vorwärts. Er stand vor einem bekannten Steine still, aber ehe er ihn umwendete, sah er nach allen Seiten, ob er nicht etwa beobachtet würde. Erst als er sich völlig sicher wußte, hob er den Stein auf, um den Brief, welchen Theresse hier für ihn versteckt haben mußte, aufzunehmen und zu lesen.

„Heute Abend wieder wie das letzte Mal!“ schrieb ſie; „ich habe Dir viel zu ſagen und zittere vor Freude.“

Weiter schrieb ſie nichts. Wie einen heiligen Raub ſteckte er das Kleinod von der Geliebten Hand in den Busen, dahin wo das Herz ſchlug schob er das Stück Papier, welches ihre Finger berührt hatten und das die Züge ihrer Handschrift trug... Sein Zweck war erreicht, und deshalb begab er sich, ohne weiter auf das, was übrigens um und neben ihm vorging, ſonderlich zu achten, zurück in ſeine Wohnung.

Der Abend kam, die Stunde ſchlug und im Schatten der Häuser ſtahl ſich ein Mann die Straßen entlang; er ſchlich an einer Mauer dahin und öffnete eine Gartenpforte, hinter welcher er verſchwand. Mit haſtigen Schritten eilte er nach der

Hausthüre; sie stand offen; er tappte den Gang weiter und tastete sich an der Wand hin; er hatte die Thüre, hinter welcher das Licht brennen mußte, erreicht, riß sie auf und stürzte mit einem unterdrückten Schrei der Freude der Geliebten in die offenen Arme.

„Wie ist's?“ fragte sie, als der erste Rausch des Glückes etwas verraucht war und sie Zeit gewonnen hatten an Geschäftssachen zu denken. Er setzte ihr mit kurzen Worten die Lage der Dinge auseinander und sie hörte ihn mit der größten Spannung und ohne Unterbrechung an.

„In vier Tagen,“ schloß er; „in vier Tagen mußt Du bereit sein...“

„Schon?“ fragte sie erschrocken und sah ihm starr in's Gesicht.

„Mehr haben wir nicht Zeit,“ sprach er entschieden, aber doch innerlich zitternd; „willst Du überhaupt noch, so muß der entscheidende Schritt zu dieser Zeit gethan sein... sonst ist es zu spät.“

„Ich dachte nicht, daß es so schnell gehen würde...“ äußerte sie.

„Der Würfel ist gefallen,“ unterbrach er; „laß zurück was Du nicht mitnehmen kannst; wir brauchen nichts als Eins das Andre; übrigens können wir jenseit des Meeres anschaffen was wir nöthig zu haben glauben. Bis dahin dürfen wir uns

nicht sehen, um nicht etwa Verdacht zu erregen. Ich werde an dem festgesetzten Abende meinen Freunden ein Bankett geben und sagen, ich reise erst am andern Tage ab. Schlag zwölf Uhr schleiche ich mich davon und warte mit dem Wagen hinter dem Parke auf der Landstraße, bis die Geliebte kommt. Du kannst Unwohlsein vorschützen und Dich unter diesem Vorwande auf Dein Zimmer begeben. So machen wir unsre Wächter sicher und können desto gewisser auf einen günstigen Erfolg zählen."

Die Stimmung Beider war eine ernstere geworden, seitdem sie sich genauer mit der Ausführung ihres Vorhabens zu beschäftigen angefangen hatten.

"Eben fällt mir ein," sagte sie voller Angst, "gerade auf jenen Tag fällt des Fürsten Geburtstag, welcher bei Hofe feierlich begangen wird... ich werde mich nicht entziehen können..."

"Das paßt vortrefflich," entgegnete er; "so siehst Du den Tand und eitlen Schein, zwischen dessen Schaumblasen Du Dich hin- und herbewegt hast so lange Du am Hofe bist, zum letzten Male in hellster Färbung prangen und sagst ihm Lebewohl für immer, um des Glückes Kern für die leere Schale einzutauschen, mit welcher Du Dir bisher genügen lassen mußt. Du entfernst Dich vom Feste, stichst Dich aus dem Palaste und wie Du den Fuß über die Schwelle setzt, trittst Du unwiderruflich die neue Lebensbahn, auf welcher Dich Dein

Freund geleiten soll, der Dich jetzt bloß verstohlen an sein liebe= heißes Herz drücken durfte...."

„Was wag' ich nicht um Deinetwillen!" rief sie sich an ihn pressend; „was thät' ich nicht, wenn es gilt Dich zu be= halten, Du lieber, lieber Mann!"

Zwei selige Stunden hielten sich die Glücklichen umschlun= gen und verabredeten alles, was zum Gelingen ihrer Flucht beitragen konnte, auf's genaueste. Der nahende Morgen riß sie auseinander. Mit schwerem Herzen schieden sie endlich, um einander, wie sie hofften, bald wiederzusehen und dann nie mehr zu verlassen.

Drittes Capitel.

Sind's etwa keine Freuden,
Für die ein junger Mann so rasch sein Leben wagt?
Wie land.

Der Ausgang.

Die Pässe waren besorgt, die Koffer gepackt und Casanova saß auf seinem Sopha, gedankenvoll vor sich hinblickend, während Conrad ziemlich verstimmt sich damit beschäftigte Stühle hin und her zu rücken oder die Koffer zu verschieben, wenn ihm etwa einer derselben nicht so recht stand.

„Conrad!“ rief der schweigsame Gebieter endlich die Stille unterbrechend; Conrad aber that als hörte er nicht.

„Mein lieber Conrad!“ wiederholte jener.

Diese Anrede schmeichelte dem Gerufenen einigermaßen, denn er wendete sich freundlich um und sah seinem Herrn durch Thränen lächelnd in's Gesicht.

„Du wolltest nicht mit in die weite Welt,“ fuhr der Andre fort, „und ich verliere Dich ungern, das muß ich gesteh-

hen; aber es treibt mich hinaus; hier ist meines Bleibens nicht mehr, und so stehst Du wohl ein, daß ich mich von Dir trennen muß. Zum Zeichen, wie sehr ich Dich schätze, mein alter Freund, nimm hier diese Briestafche; das was im blauen Papiere eingeschlagen ist, magst Du Deinem Sohne und seiner jungen Frau geben, das Andre behalte für Dich und vergiß mich nicht ganz, wenn ich nicht mehr bei Dir bin... ja, willst Du das?"

Freundlich reichte der Sprechende seinem Conrad die Hand; dieser ergriff und drückte sie und ließ eine warme Thräne darauf fallen. Als er die Briestafche in Empfang nahm, war er so gerührt, daß er kein Wort sprechen konnte; deshalb entfernte er sich mit dem Geschenke, welches ihm sein Gebieter gemacht hatte, und ließ diesen allein.

Die Koffer wurden abgeholt und gingen unter Casanova's Adresse voraus... Die nächste Nacht sollte ihn selbst und noch Eine, der sein ganzes Herz gehörte, den vorausgegangenen Effecten nachbringen. Nur die Briestafche mit den Papieren, welche der Banquier Tylor gegen eine geringe Provision pünktlich besorgt hatte, trug der Reisende selbst bei sich, denn der Inhalt derselben war zu bedeutend, als daß er ihn der gewöhnlichen Post hätte anvertrauen können.

Voller Unruhe machte er einen Gang durch's Zimmer. Er trat an's Fenster und ließ seine Augen auf der Straße

umherschweifen. Dann wiederholte er seinen Spaziergang zwischen den vier Wänden, ohne müde zu werden.

„O wäre es nur erst Abend!“ rief er aus; „oder kämen nur meine Gäste erst, daß die Zeit wenigstens verginge! Das unruhige Herz schlägt schneller als je...“

Die Thüre flog auf und zwei lustige Gefellen traten herein, welche auf den Unruhigen zueilten, um ihn zu begrüßen.

„Was Dir auch einfällt!“ rief der Eine; „Dich zwingt ja auf der weiten Welt niemand uns zu verlassen... ich möchte doch wissen was Dir hier fehlte? Jung, schön, geistreich, den Beutel voll Geld, der Liebling aller Damen, geachtet, gern gesehen wo Du Zutritt haben willst...“

„Ach laß das, Freund,“ fiel ihm der Andre mit erzwungener Heiterkeit in die Rede, „es leidet mich nun einmal nicht hier! Was kann ich für mich selbst!... Durchjubeln wir noch eine Festnacht mit einander, noch eine attische Nacht wie wir deren schon manche durchlebt haben, und dann... lebt wohl! Morgen sehen wir uns zum letzten Male, und wenn ich wieder hierher komme, so gebe ein gütiges Geschick, daß wir uns Alle fröhlich und heiter wiedersehen...“

„Tretet ein!“ rief er hierauf, eine Seitenthür öffnend; „hier ist der Saal, in dem wir uns den letzten Freundschaftsbecher zutrinken wollen.“

Ein geräumiger mit Blumengewinden geschmackvoll deco-

rirter Saal nahm die drei Männer auf, und sowie sie eintraten, begann ein verstecktes Orchester eine sanfte Weise zu spielen. Rechts befand sich das Büffet, welches reichlich mit Weinen und Speisen versehen war, weiter im Vordergrunde sah man eine Art Laube von duftigen Blumenstöcken gebildet, deren hochgewachsene Zweige oben zusammengebogen waren. Rundum standen Stühle und Tische in zwangloser Ordnung, dann kam ein Platz, welcher ganz frei gelassen worden war, für den Fall daß man sich etwa ergehen wollte.

Die Gesellschaft wurde immer zahlreicher und lustiger. In allem konnte sie sich wohl auf sechzig Köpfe belaufen. Conrad, welcher die übrigen dienstbaren Geister unter seinem Befehle hatte, bekam alle Hände voll zu thun, da er seine naschhaften Kameraden in der gehörigen Ordnung halten und controliren mußte.

Casanova benahm sich so harmlos als möglich, und wenn es ihm dennoch nicht gelingen wollte eine gewisse Unruhe ganz zu unterdrücken, so schoben es die Anwesenden auf die nahe bevorstehende Trennung von alten ihm lieb gewordenen Freunden und auf die Besorgniß, womit man einem vielbewegten und gefährvollen, wenn auch selbstgewählten Leben entgegenzublicken pflegt.

Die Zungen wurden immer dreister, die Gedanken tauschte man schon rücksichtsloser und lauter aus als bisher und es

liefen jetzt nicht nur handgreifliche Anspielungen mit unter, sondern es wurden auch mancherlei zweideutige und unzweideutige Scherze laut.

Der Festgeber selbst, wie sehr er auch den Wein und die heitere Stimmung liebte, welche ein gutes Glas dieses Feuertrankes im Menschen hervorrust, hütete sich dennoch auffallend ängstlich, heute der Flasche herzlichst zuzusprechen, ein Benehmen, welches sich die Gäste gar nicht erklären konnten, da sie gewohnt waren ihren Freund sonst mit seinem Glase in der Hand immer in den vordersten Reihen zu finden.

„Ha, jenseit der Bouteille liegen doch die schönsten Länder!“ rief ein junger Graf Nielsen aus und hielt den schäumenden Becher empor; „was wäre alles auf dieser Welt, wenn die Rosensonne, die auf dem Weinstocke wächst, nicht die Dinge mit ihrem Lichte verklärte! In dieser magischen Beleuchtung ist die ganze Welt nichts als ein Feenmärchen... und die Liebe selbst schmeckt süßer, wenn Bacchus das Herz noch mehr in Flammen setzt. Aus diesem goldnen Borne quillt die reinste Seligkeit, so rein als der Feuerwein selbst, der durch seine Gährung auch das kleinste Atom von fremdartigen Stoffen ausgeworfen hat. Ha, wie die Nervenfaiten lauter klingen, wie das Leben sich zur intensivsten Kraft hinaufsteigert... alle Kräfte sind lebendig, die gleich Goldadern in unserm Leibe dahin laufen; alle arbeiten, alle klingen in einander und der

Mensch ist ein Ton geworden, der in der Mittagshöhe seines Klingens steht. Was schweift Ihr umher auf dieser weiten Erde, um das Land des Glückes zu suchen? Thoren Ihr! Bleibt doch zu Hause, wo die Berge die goldnen Neben tragen, und sucht dieses Land Euch hier! Jenseit der Bouteille liegt's! Drum kränzt das Haar mit Rosen und wandelt so in Eurem Festtalar über diese unscheinbare Linie hinüber! Und Dich, Freund Casanova, der uns entwischen will, Dich nehme ich jetzt bei der Hand und ziehe Dich mit mir in jenes Land, wo Engelchöre uns umsingen, hinüber! Stoßt an, stoßt Alle an! Er soll mit, muß mit!"

Der Jüngling schenkte sich rasch das Glas voll und trat, während er noch die letzten Worte zu sprechen hatte, auf den Genannten zu, um mit ihm anzustoßen. Dieser hatte wohlweislich einen schwächern Wein für sich bei Seite gestellt als der war, welchen seine Gäste tranken; er füllte sein Glas ebenfalls und leerte es dreimal, mit seinen Freunden anstoßend. Trotz seiner Vorsicht wurde er doch auch etwas wärmer, wenn er auch seine gegenwärtige Lage durchaus nicht vergaß. Im Hintergrunde seiner Gedanken stand Theresens Bild, stand der Wagen, welcher dort nicht weit vor dem hohen Baume warten sollte, um sie mit ihm von dannen zu führen. Dann schälte sich dieses Gedankenbild wieder aus seiner Seele los und stand vor seinem Auge wie es ausgesehen hatte, als er

jene letzte Reise vollendete. Sa, aber jetzt brannte es in rötherer Färbung, jetzt zitterte es in kühneren Schwingungen als bisher... der Mann wagte feck den Kampf mit jedem ungünstigen Zufalle; er hätte Verwegenheit genug besessen das Schicksal herauszufordern, wenn dieses sich gestellt hätte wie ein junger Lieutenant, welchen man zum Zweikampfe fordert.

Die Zeit verrann... die lustigen Becher merkten nicht, daß es immer später und später wurde; aber einer unter ihnen fühlte der rinnenden Zeit gar oft an den Puls und zählte wieviel Spannen noch zwischen dem jetzigen Augenblicke und einem andern lagen, in welchem sich sein Verhängniß entscheiden sollte.

Dieser hatte sich je später desto mehr im Hintergrunde gehalten, um nicht sogleich vermißt zu werden, wenn er fehlte. Andre bewegten sich im Vordergrunde und nahmen freiwillig die Hauptrollen über sich.

Auf einmal ersah sich Casanova eine passende Gelegenheit... Conrad hatte sich durch eine Seitenthür entfernt; durch eben dieselbe entwichte auch sein Herr, unbemerkt von Allen, die im Saale versammelt waren.

Eben verkündete die Glocke die Mitternachtsstunde; die Töne klangen laut durch die Mitte der Nacht und laut klopfte ihnen das Herz, welches in der Brust des Mannes schlug, ihre Schwingungen nach.

Er hüllte sich in einen Mantel, steckte einen Dolch zu sich, nahm dann Hut und Stock und so eilte er aus dem Hause, indem er die Thüre so leise wieder hinter sich zuschloß als er sie aufgemacht hatte.

Es wehte ein heftiger Wind, der die Regenwolken, welche am Himmel hingen, durch einandertrieb; die ungewissen Schatten fielen zur Erde nieder und ließen kaum erkennen, was ein Baum oder ein Mensch war. Daran kehrte sich der Liebesglühende nicht im geringsten... sie, sie war der Gedanke, der seine ganze Seele füllte, wie hätte da noch irgend eine Rücksicht in derselben Platz finden können? Mit schnellen Schritten eilte er nach dem Orte, wohin er den Wagen bestellt hatte, um ihn mit sich dahin zu nehmen, wo er Theresen erwartete. Diese doppelte Ortsbestimmung hatte ihren Grund darin, daß er aus Furcht, man möchte irgendwie weiter sagen, wie jemand da und da erwartet wurde, den eigentlichen Punkt der Gefahr für sich behalten und deshalb den Kutscher erst zur Zeit der Flucht selbst an jenen Ort führen wollte, von welchem aus diese angetreten werden sollte.

Der Wagen wartete richtig. Es war ein bequemes Fuhrwerk und die Pferde, welche ihn ziehen sollten, nach des Fuhrmanns Versicherung, das beste Paar, welches man nur in irgend einem Poststalle des Landes finden konnte.

„So fahr zu!“ rief der verhüllte Mann, welcher an den

Postillon herangetreten war; „nach der Straße hinter dem Parke!... wenn ich poche, hältst Du!“

Hiermit stieg er ein und die Fuhrre ging fort. Der Wagen flog durch mehrere Straßen dahin. Er kam auch an einem großen Gebäude vorbei, dessen Fenster vom hellsten Lichte strahlten; man hörte den Klang der Tanzmusik, nach welchem sich im Innern die flüchtigen Paare bewegen mochten; Kutschen fuhren ab und kamen an, Leute stiegen aus und ein, an der Thüre waren reichgekleidete Diener beschäftigt einige Ordnung in den Wirrwar und das Gedränge zu bringen und, etwaiges Unglück zu verhüten. Diese Erscheinung ließ der Eilende hinter sich; sie flog rückwärts wie der Wagen vorwärts schloß.

In einer Allee, in welche die Kutsche jetzt eingelenkt war, legte sich der Insitzende zum Schlage heraus und rief dem Fuhrmann, welcher ahnen mochte, daß der bestimmte Ort bald da wäre und deshalb langsamer fuhr, ein zweimaliges Halt zu. Plötzlich stand das flüchtige Fuhrwerk still.

Casanova stieg aus, hüllte sich in seinen Mantel und ging rasch einige Schritte in den Park hinein, um nachzusehen, ob die, welche er erwartete, etwa schon zugegen wäre. Alles war still; nur die Blätter der Bäume flüsterten geheimnißvoll hernieder und auf dem nächsten Hause trieb der Wind die Wetterfahne um daß sie freischte.

Hastig schritt der nächtliche Wanderer vorwärts und spähte

nach allen Seiten; aber nichts zeigte sich, keine Theresese war zu sehen und zu hören und mit jedem Schritte schwoll die Fluth der Angst und Ungeduld in seinem Busen höher an.

„Wo ist doch meine Holde? Wo bleibt meine Theresese?“ sagte er fast laut und stieß sich in diesem Augenblicke an eine Wehmuthskiefer, so daß die Raben, welche auf den Nestern dieses Baumes ihr Nachtquartier genommen hatten, allesammt aufflogen und ohne einen Laut von sich zu geben auf einem andern Baume Platz nahmen.

Hierüber erschrak er und blickte empor; er sah die Raben davonziehen und über ihnen schwebten die Wolken, welche in ungewissen Unrissen hin- und herschwankten und sich zum Regen anlassen zu wollen schienen.

„O ihr Mächte des Himmels!“ rief er die Hände emporstreckend, so daß der Mantel von den Schultern gefallen wäre, hätte ihn nicht das Schloß am Kragen zusammengehalten, „ihr räthselhaften Gewalten, die ihr den Wolken ihre Wege weist und den Menschen ihre Bahnen vorzeichnet, führt sie glücklich in diese Arme, führt sie her an dieses klopfende Herz!“

Als ob er daran glaubte, daß das Schicksal, zu dem er eben gebetet hatte, sein Gebet erhört hätte, ging er vorwärts und sah ganz getröstet aus, athmete muthiger und sein Schritt verrieth eine Fassung, welche ohne die obige Annahme unerklärlich gewesen wäre. Aus einem Gange der Parkanlage ge-

rieth er in den andern und trieb sich eine Zeit lang immer im Kreise herum. Endlich aber schritt er in einer geraden Linie vorwärts nach dem wohlbekannten Hinterpförtchen zu, welches in den Garten und aus diesem dann in das Haus führte, in dessen heimlichstem Zimmer sie seiner so oft gewartet, sie so manches liebe Mal an seinem Herzen geruht hatte.

Er scheute sich erst das Pförtchen zu untersuchen, doch bald zuckte er mit der rechten Hand vorwärts, obwohl er dabei merklich zitterte. Er faßte nach der Klinke, aber als ob er auf einen spitzen Stachel getroffen hätte oder ihm ein elektrischer Funke aus dem Eisen in den Arm gefahren wäre, so taumelte er zurück... kaum daß er sich noch auf den Füßen hielt... er lehnte sich todtenbleich an die Mauer.

„Also doch, also doch!...“ rief er aus und starrte regungslos in die Finsterniß hinein, welche den fernen Hintergrund verschloß.

Er hatte schon längere Zeit so dagestanden, immer wollte er noch nicht daran glauben, daß die Thüre wirklich verschlossen wäre; er wendete sich endlich wieder um und untersuchte dieselbe nochmals; sie war und blieb verschlossen! Nun suchte er nach allen Seiten umher, ob er nicht vielleicht noch eine Möglichkeit entdecken könnte, an welcher sich der Anker der Hoffnung befestigen ließe. Lange wollte sich keine finden. Auf einmal aber leuchtete es ihm hell wie ein Blitzstrahl in düstrer Nacht;

er hatte gefunden wonach er suchte, er konnte sich erklären, warum die Thüre verschlossen sein und Theresie dennoch kommen konnte.

„Thor ich!“ rief er, froh daß er sich so nennen konnte, und schlug sich lachend vor die Stirn, „muß sie denn gerade diesen Weg nehmen? Es giebt ja tausend andre! Thor ich, der gleich verzweifelt wenn nicht alles nach seinen kindischen Einfällen geht!“

Wie freudig und ausgelassen er sich auch stellte, so war's ihm doch ernstlich bange, und die Selbsttäuschung, welche er mit aller Gewalt erzwingen wollte, glich einem Vorhange, aus dem schon Faden um Faden gezogen ist, so daß er das was hinter ihm liegt durchschauen läßt.

Als ob er selbst die unheimlichen Figuren, die ganz im Hintergrunde spielten, nicht sehen wollte, bedeckte er seine Augen mit den Händen und stand so ein Weilchen in Gedanken verloren da. Als er sich aber plötzlich wieder auf das besann was ihn zunächst drängte, stürzte er in rasender Eile vorwärts nach dem Wagen zu, neben welchem der Postillon phlegmatisch an einem Baume lehnte und bei einer Pfeife Tabak geduldig der Dinge wartete, die da kommen sollten. Der Mensch hätte ohne Zweifel bis an den jüngsten Tag gewartet, wenn ihm die Pfeife nicht etwa ausgegangen wäre, ohne die geringste Unge-

duld zu verspüren; aber der Andre, welcher auf ihn zugestürzt kam, war andern Sinnes.

„Ist sie schon da?“ fragte er den Postillon mit halblauter aber hastiger Stimme, und bedachte nicht, daß jener gar nicht wissen konnte, wer gemeint war, weil er überhaupt nicht wußte, daß eine Dame erwartet werden sollte.

„Da steht sie ja groß und breit!“ erwiderte der Mann und deutete auf die Kutsche.

„Einfaltspinsel, der Du bist!“ schalt ihn der Enttäuschte; „ich frage Dich ob nicht eine Dame eingestiegen ist; sie muß angekommen sein, während ich dort auf sie wartete.“

„Sie ist aber nicht angekommen,“ entgegnete der Kutscher trocken, indem er seine Peise ruhig ausklopste und frisch zu laden Anstalt machte.

„Nicht?“ kreischte jener im Tone der Verzweiflung, „nicht, Kerl?“

Der Postillon, der sich, wie diese Worte an sein Ohr schlugen, zugleich von zwei Händen an der Brust ergriffen fühlte, machte sich los, öffnete den Schlag und forderte den Ungefügigen auf, sich durch seine eignen Augen zu überzeugen, daß niemand im Wagen saße.

Casanova hatte kaum einen Blick in den leeren Raum fallen lassen, als er verzweifelt davonstürzte. Wohin es gehen sollte, das wußte er zur Zeit selbst noch nicht.

„O Tag,“ rief er aus, „Tag mit Deiner weißen Fackel, tritt noch nicht herein in die nächtliche Welt! Bleibe, o bleibe noch hinter dem Vorhange! Ist diese Nacht vorbei, so ist's auch um mein Glück geschehen.“

Er war bis zu einem hellerleuchteten Palaste gekommen, demselben welchen er schon einmal heute Abend gesehen hatte... Die Wagen wechselten etwas weniger häufig, denn es war schon spät und die Theilnehmer an dem Feste, welches in jenem Hause gegeben wurde, ein wenig dünner geworden.

Der nächtliche Späher, tief in seinen Mantel gehüllt, trat der erleuchteten Hausflur gegenüber, so daß er jede Person, die ab- und zuing, augenblicklich bemerken mußte; aber auch hier ließ ihn seine Unruhe nicht lange; er schlich sich immer näher und näher... endlich wagte er sogar in den Thorweg einzutreten und ein Gespräch mit dem Portier, dem einige Diener in reichbetreßten Livreen bei einer Flasche Wein Gesellschaft leisteten, ein Gespräch anzuknüpfen.

„Ist beinahe alles fort,“ äußerte der Portier, indem er die Zunge mit einem tüchtigen Schlucke anfeuchtete; „nur einige Wenige, lauter Nachtlampen, wie alle Welt sich ausdrückt, sind noch zurück. Wenn Sie auf die Galerie wollen, so können Sie's sehen, mein Herr; hier das Seitentreppchen... gehen Sie immer hinauf...“

Der Mann deutete auf eine schmale Wendeltreppe, welche

sich etwas linker Hand empor schlängelte, und der, welchem diese Erlaubniß gegeben wurde, zögerte keinen Augenblick davon Gebrauch zu machen.

Die Lichter im Saale brannten alle hell; der erleuchtete Raum glich einem Himmel, in dem unzählige Sterne glänzen; die Menschen aber, welche sich in diesem Himmel herumtummelten, sahen keineswegs Engeln ähnlich.

Casanova drückte sich anfangs in eine Ecke; bald trat er indessen doch behutsam vorwärts, denn er war auf eine Gestalt aufmerksam geworden, sobald er sie erblickt hatte. War das nicht Theresie wie sie leibte und lebte? Er knirschte vor Wuth mit den Zähnen und zitterte am ganzen Leibe... Sie war hier, sie trieb sich mitten unter leichtfertigen Höflingen umher, und für ihn, für ihn, der, wie sie wußte, auf sie wartete, um sie in seinen Armen dem ersehnten Ziele entgegenzuführen, für ihn hatte sie keinen Gedanken?

„O Weiber, Weiber!“ sagte der Verhüllte so laut, daß ihn zwei allerliebste Böfchen, die sich die Zeit von ihren Liebhabern verkürzen ließen, verstehen konnten. Sie sahen sich um und nahmen den Fremdling auf's Korn; dieser jedoch war zum Glück so verhummt, daß ihn niemand erkennen konnte; auch trat er augenblicklich seitwärts, eine Wendung, wodurch er sich den Augen der beiden Späherinnen noch mehr entzog.

Unverwandt haftete sein brennender Blick an der hohen

Frauengestalt unten im Saale, welche Theresen vorstellen sollte. Ha, dieses himmelblaue Kleid von schwerer Seide, wie rauschte es wenn sich der schöne Leib bewegte! Er glaubte in der Ferne ihre Worte zu vernehmen, die gleich giftigen Skorpionen über ihre Lippen kamen und ihn in der tiefsten Seele verwundeten. In diesem Augenblicke wäre er im Stande gewesen die Ungetreue mit einem sicher geführten Dolchstoße zu vernichten, und er hätte nicht gezittert... Die Steine, welche sie in das weiche Haar geflochten hatte, wie sie glänzten! Und der üppige Gliederbau, wie er von den Augen so manches Bewunderers gleichsam wie mit lüfternen Zungen beleckt wurde! Ha, er hätte hinabspringen mögen wie er war, hinabspringen mit gleichen Füßen in den Saal und mitten durch die Anwesenden sich einen Weg zu ihr bahnen, die er mit einem einzigen Blicke niederzuschmettern gedachte.

Schon wollte er sich umwenden und von diesem Schauspiel loöreißen, als sich jene Dame, die er für Theresen gehalten hatte, einem Kronleuchter näherte... es war Theresen nicht, sondern eine Andre, welche dieser bloß auffallend ähnlich sah, weniger im Gesicht als in den übrigen Umrissen ihrer Gestalt, und das Gesicht hatte er noch nicht genau gesehen, in seiner Leidenschaftlichkeit auch nicht daran gedacht, daß er sich täuschen könnte.

Wie aus den Wolken gefallen blieb er auf der Stelle

stehen. Nein, Therese war's nicht; Therese war gar nicht zugegen; ach, von ihr war keine Spur zu entdecken, er mochte hinsehen wohin er wollte. Aber wo war sie? War sie eben nach dem bestimmten Orte abgegangen und hatten sie sich gegenseitig verfehlt? Wie ein Blitz zuckte ihm dieser Gedanke durch die Seele; er stürzte der Treppe zu und polterte hinunter, so daß ihn der Portier verwundert fragte, ob es etwa im Saale brennte.

Der Mann war kurz abgefertigt und ärgerte sich darüber nicht wenig, daß jemand, den er mit der Erlaubniß, die hohen Herrschaften von der Galerie aus zu sehen, begnadigt hatte, so kurz angebunden sein konnte. Dener kehrte sich wenig an diese mißbilligenden Aeußerungen, sondern stürzte hinaus und eilte ohne rechts oder links zu sehen dem Orte zu, wo die Kutsche hielt. Er merkte nicht einmal, daß es schon Tag zu werden begann; auch darauf hatte er nicht Acht, daß die Wolken, welche während der Nacht den Himmel bedeckt hatten, allesamt davongezogen waren und die hellen Sterne von oben niederschauten.

Der Postillon stand immer noch wie vorhin neben seinen Pferden und blies den warmen Rauch vor sich hin; mit einem Seitenblicke bewillkommnete er seinen athemlosen Passagier, welcher jetzt eben wieder mit der Frage: „Ist sie da?“ auf ihn zugetreten kam.

„Hier ist niemand,“ brummte der Gefragte; „hier ist niemand als ich, die Kutsche, meine Pferde und Sie...“

Wie vernichtet taumelte der Aermste drei Schritte zurück und lehnte sich lautlos an den nächsten Baum. Ein schmerzvolles Stöhnen wand sich aus seiner Brust und diese Musik des Unglücks ging selbst dem Postillon nahe, diesem Menschen, welcher doch sonst durch nichts so leicht gerührt werden konnte, weil er bloß Sinn für Trinkgelder und Pferde hatte.

„O mein Gott, mein Gott!“ rief der Unglückliche aus; „also alles verloren, alles dahin! O bedaure mich, guter Mann!“ wendete er sich klagend an den Postillon; „ich bin der unglücklichste Mensch, welchen die Sonne des kommenden Tages bescheinen wird, und Deines Mitleides wohl werth; o klage um mich...!“

„Ich kann aber nicht länger hier halten,“ erwiederte jener; „hörten Sie's wohl schlagen? Meine Zeit ist um und ich muß nach Hause...“

„O nicht doch; nur noch eine halbe Stunde! Es könnte doch sein... wer weiß was die nächste Minute bringt! Ach, an einer Minute hängt ja oft Leib und Leben... O warte nur, warte, alter Freund!“ rief er leidenschaftlich, dem Manne, der fortzufahren Wiene machte, in den Arm fallend; „warte, sag' ich Dir! Sieh hinauf in den Himmel, da schwimmen noch die Sterne; warte nur, bis die Sonne kommt...“

„Kann mir nicht dienen,“ antwortete der Postillon; „ich muß fort!“

Bei diesen Worten setzte sich der Mensch auf den Boock und gab seinen Pferden die Peitsche; er fuhr davon, ohne daß der unglückliche Entführer, mochte er's nun im Guten oder im Bösen versuchen, ihn zurückhalten konnte.

„Also alles dahin, alles zerronnen wie eine Seifenblase in der Luft!“ rief er dem abfahrenden Wagen nachstarrend; „aber wo ist sie?... Sie kann die Schuld nicht tragen... wer weiß — wer weiß... schrecklicher Verdacht! Ha so kann's wohl sein, so muß es sein!... List, Kabale ist im Spiele; sie hat nicht gekonnt, man hält sie gefangen! Wer gab mir den Gedanken ein?... Vielleicht daß der... daß ihr Mann die Hand im Spiele hat!... Er will sie verderben, er will sie tödten, den holden Engel; und warum? O neunfache Qual der Hölle! Deinetwegen, Unglücklicher, will er ihr an's theure Leben! Deinetwegen!... Der Tag ist da!“ rief er fast zischend; „ach ja doch, hell ist's, und ich kann ohne Laterne die Schlupfwinkel durchsuchen, in welchen sie vielleicht versteckt gehalten wird!... O ihr Mächte, die Ihr ungesehen die Menschen alle an Eurem Zügel führt, wo ist sie? Gebt sie heraus! Denn Ihr habt kein Recht an sie; sie ist mein mit Leib und Seele, mein! Gebt mir meine Theresen!“

Er streckte bei dieser letzten Anrede den rechten Arm gegen

den Morgenhimmel aus und ein brennender Strahl seines Auges schoß in die krystallhellen Lüfte hinein. Ein leichtes Frösteln durchschüttelte ihn; er hüllte sich fester in seinen Mantel, drückte den Hut tiefer in das Gesicht und wanderte seiner Verzweiflung anheimgegeben vorwärts.

Sein einziger Gedanke war Theresese; ihren Aufenthalt mußte er auskundschaften; war er erst über diesen Punkt in's Reine, so konnte keine Macht der Welt ihn abhalten zu ihr zu dringen. Er war zum Aeußersten entschlossen.

Als er wieder an sein Quartier kam, fand er alles verschlossen. Die Schlüssel hatte er seinem Conrad zurückgelassen und deshalb mußte er anklopfen; denn sein Diener schlief noch, weil die Gäste, trotzdem daß sie die Abwesenheit des Festgebers bemerkt hatten, dennoch bis zum lichten Morgen geblieben waren, um sich auf ihre eigne Faust, und so lange der Wein reichete, vergnügt zu machen. Der Diener war nicht wenig erstaunt, als er seinen Herrn mit dem bleichen übernächtigen Gesicht vor der Thür stehen sah; er schüttelte aber bloß mit dem Kopfe und machte seine gewöhnliche altfluge Miene; etwas zu sagen hielt er nicht für gerathen. Der Eintretende warf Hut und Mantel in einen Winkel, die andern Kleidungsstücke riß er mehr vom Leibe als er sie auszog, dann warf er sich ermattet wie er war auf das Bett und sank einem wohlthätigen Schläfe in die Arme.

Als er zu Mittage erwachte, sah er sich lange schweigend um; er wußte gar nicht wie ihm war und wo er sich befand; alle Erlebnisse der letzten Nacht kamen ihm vor wie ein schwerer Traum, von dem ihm der Kopf noch weh that. Aber je wacher er wurde, desto schrecklicher tagte es in seiner Seele.

„Ja, es ist so!“ rief er mit schneidendem Tone, sprang vom Lager empor und stürzte in seinem Nachtkostüme nach dem Fenster.

Die Menschen trieben sich lärmend über das Pflaster dahin, Wagen und Karren fuhren bei- und nacheinander und gegenüber saß unter seinem Blumenfenster das holde Mädchen, welches er noch gar nicht genauer betrachtet hatte, da er von Theresens Schönheit völlig gefesselt gehalten wurde.

Die schöne Blumengärtnerin blickte eben von ihrem Stickerahmen, hinter dem sie arbeitete, in die Höhe und ließ einen unbeschreiblichen Blick nach dem Manne herübergleiten, dem sie schon längst einen Altar in ihrem Herzchen errichtet hatte, auf dem sie täglich fromme Wünsche opferte; aber kaum hatte sie sein Auge mit dem ihrigen getroffen, so senkte sie den Blick rasch in den Schoß, wie ein bestegter Kämpfer seine Waffe vor dem Sieger senkt. So saß sie da und fuhr verwirrt und erröthend in ihrer Arbeit fort.

Dies war das erste Mal, daß der, welchem diese zarte Verehrung galt, etwas davon bemerkte, daß er geliebt wurde,

wenn irgend Einer. Zugleich fühlte er auch das Unschickliche seines äußern Costüms und zog sich eiligst in den Hintergrund der Stube zurück, wo er sich ankleidete.

Ohne auch nur einen Bissen zu essen oder einen Schluck zu trinken, machte er sich zum Ausgehen fertig. Als er damit zu Stande war, entfernte er sich vom Hause und ließ nur seinem Conrad die Weisung zurück, daß es mit der Abreise noch gute Weile habe.

Er besuchte mehrere öffentliche Orte, weil er hier vielleicht etwas in Bezug auf seine Theresese hören konnte, allein wie oft er auch von fern auf diese hindeutete, so wenig wollte es ihm doch gelingen auch nur irgend etwas Erhebliches herauszubekommen. Er ging zu mehreren seiner Freunde, und die, welche er zu Hause traf, fragte er ebenfalls, ob sie nichts von dem gestrigen Feste gehört hätten, ob sie vielleicht wüßten warum eine hochgestellte Dame nicht bei demselben zugegen gewesen wäre... Niemand hatte auch nur die geringste Kunde von dieser Neuigkeit, und man fragte den selbst, welcher auf diese Weise Kundschaft einziehen wollte, woher er denn dieses wüßte.

Das Räthsel wurde immer dunkler statt sich zu lösen und drückte immer unheimlicher auf seine Seele. In der Angst seines Herzens suchte er das Weite und gerieth so, ehe er's bemerkte, in einen Garten, welcher dem Prinzen gehörte, den er im Verdachte hatte. Eine hohe Pappelallee ging von dem

einen Ende der Anlagen bis zum andern, rechts waren künstliche Gebüsche, Teiche mit Schwänen und andern Wasservögeln, Gondeln lagen am Ufer angebunden und Gänge liefen in und durch einander, daß man recht bekannt sein mußte, wenn man sich aus diesem Irrsale herausfinden wollte.

Ein solcher Teich hatte in seiner Mitte eine kleine Insel, welche durch eine zierliche Brücke mit dem festen Lande verbunden war. Auf dieser Insel stand ein niedliches Häuschen, dessen innere Räumlichkeiten man vom Ufer aus bequem übersehen konnte, wenn nur die beiden Flügelthüren offen standen, welche es verschlossen. Ruhig zog ein weißer Schwan die Fluth dahin; er ließ eine Wasserfurche hinter sich wie ein schwimmendes Schiff; dem Wege, welchen dieser lebendige weißgeflederte Kahn nahm, folgte Casanova, von einer dunklen Ahnung gezogen und getrieben, der er nicht widerstehen konnte. Es war ihm als müßte er hier den finden, welcher ihm sein theuerstes Kleinod geraubt hatte; er sah ihn schon vor sich stehen und ihm ein satanisches Lächeln entgegenschießen, das er mit den bittersten Vorwürfen beantworten wollte.

Jetzt stand er gerade vor der Zugbrücke... Die Flügelthüren waren offen... aber was er in diesem Augenblicke sah, traf ihn wie ein leuchtender Blitz; er taumelte zurück und hatte Mühe sich auf den Füßen zu halten.

Ein langer bleicher Mann saß auf dem Polsterstuhle,

welcher in dem Häuschen vor dem Tische stand, und ließ den Arm mit dem Buche, in welchem er gelesen hatte, schlaff herunterstinken; der Kopf folgte derselben Richtung. Himmel, das war er ja, das war er, den der Spähende suchte! Und der günstige Zufall lieferte den Mann ihm in die Hände! Wie zuckten ihm die Finger, wie krampfhaft ballten sie sich zur Faust! Es fuhr ihm wie ein elektrischer Funke durch alle Glieder. Aber was sollte er thun, was sollte er beginnen? Hätte er in diesem Augenblicke einen Dolch oder ein Schießgewehr gehabt, wer weiß was geschehen sein würde; aber glücklicherweise führte ihm sein Geschick nicht zu einer Zeit die lockende Gelegenheit vor Augen, wo er die Mittel einen bösen Vorsatz auszuführen in den Händen hatte. Er schwankte zwischen zwei Gedanken hin und her; der eine drängte den andern immer wieder in den Hintergrund und stellte sich in einschmeichelnder Gestalt in den Vordergrund; es war ein blutiger Gedanke, der ihn verführen wollte... mit einem Male löschte eine Lebensflamme aus; er sah einen Menschen röchelnd zu seinen Füßen sinken; die Augen schlossen sich, der letzte starre Blick fiel auf den Mörder und dieser, froh des gelungenen Werks, eilte einem jubelnden Weibe in die offenen Arme!... Ach, jetzt vor der That kam ihm ein Mord noch gar nicht so schrecklich vor, als es der Fall gewesen sein würde, wenn ihm erst die nackte Wirklichkeit mit stieren Blicken in's unstätte Auge gesehen

hätte; jetzt konnte er noch schwanken, was keiner mehr thut, welcher erst wirklich Blut vergossen hat!

Während er so bei sich schwankte, stand der bleiche Mann drüben von seinem Stuhle auf, legte das Buch auf den Tisch und ging mit übereinandergeschlagenen Armen hin und her. Dann blieb er vor dem Seitenfenster stehen, in welches er sich lehnte und so den Rosenstock betrachtete, der gerade davor stand. Alle diese Bewegungen sah Casanova, hinter einem Busche stehend, mit an; bald beugte er den Oberleib vor um besser sehen zu können, bald mußte er ihn wieder zurückziehen, wenn er nicht von dem Andern bemerkt werden wollte.

Jetzt glaubte der Lauernde sich seine Gelegenheit ersehen zu haben... Auf's Gerathewohl stürzte er vorwärts, hastig überschritt er die Brücke und eben trat er über die Thürschwelle, als sich der Andre umdrehte und ihm mit sprachlosem Erstaunen in's Gesicht sah.

„Wie kommst Du hierher, Mensch?“ rief jener, indem er kaltblütig ein Pistol von der Wand nahm und es auf den Nahenden richtete; „noch einen Schritt und die Kugel fliegt Dir durch den Kopf! Steh!“

„Ich stehe nicht!“ rief Casanova hitzig; „schieße zu, wenn Du Lust am Morden hast! Aber sagen mußt Du mir wo Du sie hast... ja, wo hast Du sie?“

„Bist Du Deinen Wärtern im Tollhause entsprungen?“

fragte der Andre mit höhnischem Lächeln; „was willst Du denn von mir?“

„Wissen will ich, wo Ihr sie — wo Ihr Theresen hingethan habt!“ rief jener; „Ihr seid Senkersknechte, die sich keinen Augenblick bedenken ihr an's Leben zu gehen!“

„Du bist völlig toll, jetzt sehe ich's!“ fuhr der Andre noch kälter fort; „wir werden Dir einen Platz verschaffen in irgend einer Anstalt, wo Leute Deines Gleichen behandelt werden bis sie wieder zu Verstande kommen... ich brauche bloß zu rufen... ja, warte ein wenig...“

„Rufe nicht, Mensch, rufe nicht!“ fiel ihm der Bedrohte in's Wort und zerrte ihn zugleich rückwärts; „Du sollst ja alles erfahren, aber bei Gott und allem was Dir heilig ist, sage mir wo Du sie hast! Es ist wahr, wir wollten entfliehen; es war alles bereit, und hätten Ihr unsre Flucht nicht im voraus vereitelt, wir wären jetzt außer dem Bereiche Eurer Gewalt. Wir liebten uns glühend heiß; was konnten wir dafür? Sie ist Mutter... was blieb uns unter diesen Umständen übrig als ein Asyl in fernen Ländern zu suchen, wo wir mit dem Pfande unsrer Liebe ungestört ein glückliches Leben führen konnten? Sprich, wo hast Du sie?“

„Schöne Dinge das!“ rief der Andre bitter und lachte hell auf dazu; „eine lustige Geschichte, die der beste Komödienschreiber nicht besser erdenken konnte! Warum verlangst Du

nicht, daß ich das saubere Pfand Eurer saubern Liebe auch noch anerkennen soll, daß ich dieses unreine Geschöpf in alle Rechte meines Kindes einsetze? Thue es doch; es kostet eben nicht mehr Athem und freche Stirn als wenn Du bloß verlangst daß ich jenes Weib, welches meinen Namen schändet, Dir ausliefern soll. Aber tröste Dich, ich habe ihr bis jetzt noch kein Haar gekrümmt und weiß gar nicht wo sie sich aufhält. Nur soviel weiß ich, daß sie sich gestern krank melden ließ.“

Während diese Beiden solche Reden miteinander wechselten, war unbemerkt ein Dritter, der Fürst in eigener Person herangetreten, welcher sogleich das Wort nahm.

„Ah, Sie hier?“ wendete er sich an Casanova, der sich rasch umdrehte, sowie er diese Worte und die bekannte Stimme vernahm; „ich glaubte Sie schon weit hinweg. Wie die Sachen jetzt stehen, wird es das Gerathenste sein, wenn Sie sich entschließen künftighin Ihren Wohnsitz außerhalb der hierländischen Grenzen aufzuschlagen. Keine Widerrede, junger Mann!“ fuhr der Sprechende mit ungewöhnlicher Strenge im Tone fort; „es giebt Rücksichten, welche sich gebieterisch geltend machen... Ihre Gemahlin, Prinz, wird sich auf längere Zeit von der Residenz entfernt halten. Sie ist bereits auf dem Schlosse Drachenfels eingetroffen und läßt Sie bestens grüßen. Was wir weiter zu verhandeln haben, duldet keine Zeugen;

entfernen Sie sich, junger Mann!" wendete sich der Fürst jetzt wieder zu Casanova; „ich will es so; in Ihrer Wohnung werden Sie meine weitem Befehle schon vorfinden. Sehen wir uns," wendete sich der Fürst hierauf zum Prinzen; „wir haben eine wichtige Angelegenheit in Ordnung zu bringen, bei welcher Sie sehr theilhaftig sind."

Ein wiederholter Wink veranlaßte den Dritten, welcher zugegen war, sich zu entfernen. Weder er noch sonst jemand hat erfahren was die beiden Zurückbleibenden von diesem Augenblicke an verhandelten; nur schließen konnte man, und es gab allerdings mehrere Personen, deren Vermuthungen der Wahrheit sehr nahe kamen.

„Drachensfels? Ja, so hieß es!" sprach der Davoneilende für sich im Tone eines Jubelnden. „Ich hätte alle Wälder durchsucht, hätte alle Mauern und Dächer abgetragen, um Dich zu entdecken, und nun habe ich den Namen, der mich wie ein Compaß leiten soll... Das weite Meer des Lebens hat einen festen Weg für mich... ich finde Dich..."

Als Casanova, überglücklich daß er den Namen des Schlosses wußte, wo sich die Geliebte aufhielt, zu Hause anlangte, trat ihm Conrad mit der Nachricht entgegen, ein Herr erwartete ihn, und das schon seit länger als zwei Stunden.

Als er in die Stube eintrat, erhob sich der Kammerdiener

des Fürsten, Casimir, von seinem Stuhle und ging ihm entgegen.

„Junger Freund,“ hob das ältliche Männchen an, „ich lese es aus Ihrem Gesichte, daß Sie sich in einer sehr fröhlichen Stimmung befinden, und bedaure daß ich leider berufen bin Ihre heitere Laune zu stören.“

„Nichts in der Welt ist im Stande meine Heiterkeit zu stören!“ antwortete der Eintretende; „lassen Sie hören und wir werden gleich sehen...“

„Ich will mich kurz fassen,“ rief Casimir aus; „und es soll mich freuen, wenn Sie Recht behalten. Urtheilen Sie selbst, was Sie an der Stelle gewisser Personen thun würden, wenn Sie zu entscheiden hätten. Ein junger liebenswürdiger Mann gewinnt das Herz einer vornehmen Dame und will mit ihr entfliehen, weil er das Verhältniß, in welchem er zu ihr steht, hier zu Lande nicht mehr fortsetzen darf. Allein man ist davon unterrichtet, man weiß daß die Liebenden verabredet haben, zur Nachtzeit auf und davon zu fahren, daß der Mann bereits mit einem sehr liebenswürdigen aber nicht eben verschwiegenen Schiffscapitän wegen des Fahrpreises einig geworden ist... ebenso daß er auf den Poststationen bereits Pferde bestellt hat, welche ihn mit der Geliebten im Fluge aus dem Bereiche einer jeden Gefahr entfernen sollen. Um den unbesonnenen Schritt, welchen die Dame unbedenklich gethan, später aber gewiß tief

berent haben würde, zu verhüten, veranlaßt man sie gerade am Tage vor der zur Flucht bestimmten Nacht, eins ihrer Lieblingschlösser, welches sie nur seit einiger Zeit einem andern Aufenthaltsorte vorgezogen hatte, zu besuchen. Sie steigt ohne Argwohn in den Wagen, dieser bringt sie an Ort und Stelle, das alte Schloß nimmt sie in seinen Hallen auf... aber ihr Begleiter eröffnet ihr, sobald das Thor hinter ihnen verriegelt ist, daß sie einige Zeit hier weilen müsse, dann aber ihre volle Freiheit wieder erhalten werde. Sie jammert, sie weint, sie bittet nur noch um drei Tage Freiheit, dann wolle sie gern und mit Freuden das ganze Leben lang im finstersten Kerker schmachten. Nein, sagt ihr der Freund, der sie hierher geleitet hat, ich darf nicht, Madame, und es ist nur darauf abgesehen, eine Unbesonnenheit zu verhüten, welche heute Nacht ausgeführt werden sollte. Sie kann im ganzen Schlosse herumgehen, hat frische Luft auf dem Hofraume und im Garten, hat eine ausgewählte Bibliothek, kurz alles was zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört, nur wie gesagt die Freiheit muß sie auf eine kurze Frist entbehren. Der junge Mann, fragen Sie noch? Nun, allein entfliehen mag er nicht und würde an Ort und Stelle warten bis er die Dame seiner Gedanken wiedersehen könnte... jedoch man ist höhern Ortes nicht gesonnen ein Verhältniß fortbestehen zu lassen, welches nachgerade zu anstößig geworden sein dürfte..."

„Ich begreife, ich begreife!“ rief Casanova in der äußersten Unruhe; „aber von hinnen bringt mich keine Macht der Welt, darauf verlassen Sie sich.“

„Und dennoch thut's vielleicht ein einfaches Wort,“ rief der Bote des Fürsten entschlossen; „Sie werden die hiesigen Lande räumen, darauf verlassen Sie sich!“

„Wer kann mich zwingen?“ fragte der Andere hitzig; „es ist alles bei mir in Ordnung; ich habe Geld, man kann mir nichts Widerrechtliches nachsagen...“

„Ist alles recht gut, mein lieber Freund,“ nahm der Kammerdiener das Wort wieder, „aber wenn man Sie bittet, wenn man Ihnen sagt, daß Sie der Ruhe und dem Glücke einer Ihnen sehr theuern Person dieses Opfer bringen sollen, wenn man Ihnen zu Gemüthe führt, daß Sie ein Mann sind, ein Mann von Ehre noch dazu, und stark genug sein müssen, da zu entsagen wo ein weiterer Genuß schmähhches Verbrechen sein würde, Herr Casanova, wenn man Ihnen diese Gründe vorführt, werden Sie auch dann noch hartnäckig auf dem bestehen was Sie Ihr Recht zu nennen belieben?“

„Was kann ich gegen mein Herz?“ rief Casanova voll banger Ahnung; „kann ich dem gebieten, das zu lieben und jenes zu hassen, das zu begehren und jenem zu entsagen? Nein, das kann ich nicht... Nur noch einmal laßt mich sie sehen,

noch einmal mit ihr sprechen; ich muß es aus ihrem eignen Munde haben..."

„Mein Freund, das geht nicht!“ fiel ihm der Andre in die Rede; „wozu würde ein solches Wiedersehen auch führen? Lassen Sie sich, erinnern Sie sich... es muß sein..."

„Gut, ich reise, mag auch das Herz darüber brechen!“ sagte jener tonlos.

„An Empfehlungen soll es Ihnen nicht mangeln,“ tröstete Casimir mit einem freundlichen Bückling; „bestimmen Sie nun gefälligst wo dieselben hinterlegt werden sollen..."

„Danke, danke,“ entgegnete Casanova; „mein Plan ist fertig, und Empfehlungen von dieser Seite taugen nicht in denselben.“

Sowie der Bote, der in höherm Auftrage gehandelt hatte, wieder fort war, warf sich der Andre auf das Sopha, wo er einen Augenblick nachsann; dann sprang er auf und eilte zu seinen Freunden, bei denen er sich nochmals verabschiedete, dieses Mal, wie er ausdrücklich bemerkte, zu einer wirklichen, nicht bloß zu einer scheinbaren Abreise.

Unter der Hand erkundigte er sich nach dem Schlosse Drachenfels und erfuhr daß es in einer wildromantischen Landschaft, mitten zwischen waldigen Bergen läge; ein reißender Fluß sollte den Schloßberg von der einen Seite umfließen,

während von der andern hohe Mauern und tiefe Gräben jeden andern Zugang als den durch das bewachte Thor versperrten.

„Wenig tröstliche Aussicht,“ dachte er, als er diese Nachrichten vernahm; „allein Muth!“ sprach er gleich hinterher bei sich; „welches Hinderniß überstiege die Liebe nicht?“

Noch an demselben Tage, wo er jene Botschaft aus des fürstlichen Kammerdieners Munde empfangen hatte, rollte er mit seinem Reisewagen zum Thore der Residenzstadt hinaus und nahm, nachdem er eine mehrtägige Reise ohne weiter erhebliche Glücks- oder Unglücksfälle erfahren zu haben, beendigt hatte, in einer Landstadt des Nachbarstaates seinen Wohnsitz, von wo aus er das streng bewachte Schloß in einer Tagereise erreichen konnte.

Jetzt prüfte er das Terrain mit der größten Vorsicht, dann ging er ohne Zögern an's Werk... er mußte Theresen wiedersehen, mochte es kosten was es wollte, und wenn es das Leben war!

Als Bauer verkleidet schlich er sich eines Abends aus seinem Logis und schlug den Weg nach der Himmelsgegend ein, in welcher das Schloß gelegen war. Nichts hielt ihn auf, weder Berg noch Wald, und ein Sumpf, der sich ihm mitten in den Weg legte, wurde mit der größten Anstrengung umgangen. Die Berge wurden steiler, die Felsenwände erhoben sich hier und da senkrecht, dann kamen wieder enge klüftige Thäler,

und der schmale Fußsteig, welcher vor ihm hinlief, war so steinig, daß er sich mehrere Löcher in das Schuhwerk stieß.

Endlich gelangte er in ein verstecktes Walddorf, bei dessen ärmlichen Bewohnern er gastfreie Aufnahme fand und eine Nacht blieb. Am Morgen erkundigte er sich nach Burg Drachensfels. „Ja,“ hieß es, „die liegt noch weit in's Land hinein! Wenn Ihr heute noch hinkommen wollt, so müßt Ihr tüchtig zuschreiten!“

Nun erst merkte er, daß er fehlgegangen war, ein Umstand, der ihn veranlaßte einen Führer mitzunehmen. Die frische Waldluft wehte ihm wie Balsam in die Brust; er trank sie in vollen Zügen ein und ließ sich von seinem Führer allerschöner Geschichten und Sagen erzählen, worin derselbe nimmer müde wurde.

Sie kamen in ein langes weites Thal, in welchem ein ziemlich bedeutender Fluß sich zwischen Felsstücken dahinschlängelte; das Wasser hatte außerordentlichen Fall und war so hell, daß man bis auf den untersten Grund hinabsehen und die Kieselsteine zählen konnte, welche auf dem Boden lagen.

„Seht Ihr dort, guter Freund?“ fragte der Führer jetzt, indem er mit der Hand nach einem Berge mit einem Schlosse deutete, welches man in der Ferne erblickte.

„Das ist's?“ fragte der Andre.

„Das ist Burg Drachensfels,“ lautete die Antwort.

„So! kannst Du zurückgehen,“ rief der Reisende; „ich finde mich schon allein... leb' wohl, guter Freund, und habe Dank für Deine Mühe; grüße die daheim von mir...“ Die beiden Männer schieden; der eine trat den Rückweg an, der andre schritt vorwärts auf die Burg los, die er nun nicht wieder aus den Augen verlor.

Am Fuße des Berges, auf welchem die Burg lag, standen die Häuser einiger Bauern, welche sich hier angestiedelt hatten; ein Gasthof für Reisende war jedoch nicht zu finden, denn es führte keine Straße vorbei und so würde ein Wirth schwerlich auf seine Rechnung gekommen sein.

Gerade mit der sinkenden Sonne lenkte der Wanderer aus der Ferne seine Schritte auf das Schloß hin, welches das Kostbarste barg, was es für ihn auf dieser weiten Erde geben konnte. Ein klarer blauer Himmel hing über der Landschaft und schien von beiden Seiten auf dem Bergesrücken zu liegen; nach vorn verlor er sich mit dem Thale selbst im Waldgebirge und nur auf der linken d. h. auf der westlichen Seite röthete er sich. Später flog dieses Roth nach der andern Seite über und spiegelte sich als sanfterer Widerschein in dem östlichen Azur. Diese rothen Ranten der blauheidnen Decke webten sich immer dichter und brannten in lebhafterem Feuer, die Fenster der Schloßfronte aber, welche dem Fremden entgegensahen, leuchteten wie lauter brennende Spiegel in der immer stiller

werdenden Landschaft. Nur die Mühle klapperte in weiter Ferne vernehmbar und das Wasser, welches sich über die Räder herunterstürzte, hörte man auf mehrere hundert Schritte weit.

Jetzt stand der Reisende am Fuße des Schloßberges, in welchen eine steinerne Treppe gehauen war, damit die Bewohner der Burg bequemes Auf- und Niedersteigen haben sollten. Er blieb unter zwei alten Steineichen stehen, welche diesen Weg wie zwei Schildwachen beschützten, und überlegte, ob er hinaufgehen und ein Nachtlager verlangen sollte oder ob er besser thäte, wenn er vor der Hand bei einem Bauer Quartier suchte und erst genauere Erkundigungen einzöge.

Wie er so überlegte, sah er auf dem Fahrwege, welcher nur mit einigen größern Umschweifen hinaufführte, einen Mann mit einem leer gehenden Esel herabkommen.

„Geda, Freund, guten Abend!“ rief der Wartende dem Herankommenden schon von ferne zu; „woher kommt Ihr, wenn man fragen darf?“

„Vom Schlosse, das seht Ihr ja!“ antwortete der Mann und wollte vorbei, Casanova aber hielt ihn auf und wendete sich mit der neuen Frage an ihn:

„Ihr habt wohl Lebensmittel oder Wasser hinaufgeschafft? Hab' ich's getroffen?“ — „Mehl,“ berichtete der Mann; „ich muß alle Tage welches hinaufführen und dazu hab' ich meinen Gottfried da.“ Bei diesen Worten krabbelte er den Esel auf

dem Rücken und stand wirklich vor dem Unbekannten still, der ihn in seinem gewöhnlichen Gange aufgehalten hatte, was sein vierbeiniger Begleiter nicht eben ungern sehen mochte, denn dieser wendete sich einen Schritt seitwärts und fraß einer rothen Distel, die am Wege stand, behaglich den Kopf ab, ohne sich weiter um die beiden Menschen, die zusammengenommen gerade ebenso viel Beine aufzuweisen hatten als er allein, zu bekümmern.

„Hört einmal, guter Freund, kann man denn auf dem Schlosse wohl Nachtquartier bekommen?“ fragte der Fremde nun seinem Ziele näher rückend.

„Nein,“ lautete die kurze Antwort.

„Das wißt Ihr ganz gewiß?“ fragte der Andre nochmals.

„Ja,“ gab der Wortfarge, der am liebsten in einsylbigen Wörtern sprach, zur Antwort und sah dem Andern, den er für besonders neugierig halten mochte, pfiffig in's Gesicht.

„Ich muß aber hier irgendwo ein Obdach haben,“ fuhr Casanova fort; „die Nacht ist vor der Thüre, das seht Ihr wohl, guter Freund; ist ein Wirthshaus im Dorfe?“

„Nein,“ replicirte der Gefragte mit gewohnter Präcision im Ausdrucke.

„Ihr seid der Müller; vielleicht kann ich für Geld und gute Worte ein Plätzchen bei Euch in der Mühle finden,“ sagte der Fremde; „ich werde Euch weiter nicht belästigen,

und wenn ich etwas zu Abend gegessen habe, lege ich mich ganz still in den Winkel, den Ihr mir angewiesen habt, und schlafe bis der Morgen graut... darf ich mit Euch gehen?"

„O ja, meinethalben,“ sagte der Bursche gähnend; „meine Schwester wird schon Rath schaffen.“ Trotzdem daß hierin eine Aufforderung für ihn lag vorwärts zu gehen, blieb der Mehllieferant dennoch vor dem Unbekannten stehen und wendete nur den Kopf etwas, um seinen Esel fressen zu sehen.

„Ei, so macht nun auch vorwärts!“ rief jener; „ich gehe ja mit Euch; was sollen wir da hier noch warten?“

Ohne zu antworten zog der Mensch den Esel an der Halfter herum und bewegte sich langsam vorwärts; der Fremde, der das Lachen kaum verbeißen konnte, schlenderte hinterher. Immer tiefer sank die Sonne, immer höher stieg die Nacht. Schweigsam schritten die Wanderer in's Thal hinunter, der eine mit einer fast überquellenden Brust, der andre mit nichts beschäftigt als damit, daß er jeden Schritt vorwärts behutsam abmaß, um ja nicht einen etwas zu groß zu machen.

Als sie völlig in's Thalbette hinunterkamen, war es gerade noch hell genug, daß man die Mühle erkennen konnte. Wie romantisch lag sie da an ihrem Wasser, wie anmuthig streckte sie ihr Dach mitten aus grünen Büschen heraus. Erst kam man an einen Seitengraben, welcher in einer Bogenlinie vom Hauptflusse, dessen Wasser auf die Räder mußte, oberhalb

abging und unterhalb des Mühlwerkes wieder einmündete. Er hatte die Bestimmung, entweder das überflüssige Wasser oder, wenn Baue nothwendig wurden, die ganze Masse desselben abzuleiten, und dadurch bildete sich eine Art Insel, welche mit mancherlei Strauchwerk und Bäumen — besonders der gelben Weide — bewachsen war und noch überdies einige Gartenbeete in ihrem Umfange einschloß. Mitten durch diese Insel nun ging der Weg zur Mühle. Zuerst kam eine Brücke, welche über den Seitengraben führte, dann ging ein Weg in gerader Linie auf das Flußbette los, in welches das Mühlwerk eingesetzt war, und eine zweite Brücke, ebenso sicher und bequem gebaut als die erste, führte endlich vor die Thüre zum Mühlhose.

Ein wachsamer Kettenhund meldete die Ankommenden sogleich inwendig an, und in demselben Augenblicke, in welchem diese durch die Hofthüre eintraten, kam auch ein nettes junges Mädchen mit der Laterne in der Hand zur Hauethüre heraus, um zu leuchten. Als sie den fremden Mann in Bauerntracht erblickte, machte sie große Augen und that etwas schüchtern, sie hielt jedoch die Laterne in die Höhe und sah sich den Unbekannten an, denn die mächtigere Neugierde überwältigte das mädchenhafte Schamgefühl.

„Der Mann da will die Nacht bei uns bleiben,“ sagte der Mehllieferant, welcher von seiner Geschäftsexpedition wieder

zu Hause eingetroffen war und sich dessen nicht wenig freute, indem er auf Casanova deutete.

„Wenn es Euch nämlich nicht zu viel Umstände macht,“ ergänzte der Gast; „sonst suche ich mir lieber anderswo ein Unterkommen und sollte ich im Freien unter einem Baume schlafen.“

„Lieber gar!“ fiel ihm das Mädchen rasch in's Wort; „kommt nur herein, guter Mann, ich will schon für Euch sorgen, wenn Ihr vorlieb nehmen wollt... Da, Hans, führe Gottfrieden in den Stall,“ setzte sie zu ihrem Bruder gewendet hinzu, indem sie demselben die Laterne hinreichte, mit welcher sie ihm sonst immer selbst geleuchtet hatte. Der arme Hans war höchst unglücklich darüber, daß ihm die Schwester jetzt diesen kleinen Liebesdienst nicht leisten wollte; mit saurem Gesichte nahm er ihr die Leuchte aus der Hand, ja er riß ihr dieselbe fast heraus und so trabte er mit seinem vierbeinigen Freunde seufzend dem Stalle zu.

„Edles Brüderpaar!“ rief ihnen Casanova in Gedanken nach; dann wendete er sich um und folgte seiner blühenden Wirthin in's Haus. Nach der Wasserseite zu klapperte das Mühlwerk; auf den Hof hinaus gingen die Fenster der Wohnstube; eine Treppe, der Stubenthüre gegenüber, führte in's obere Gestock, wo ebenfalls Stuben und dann Bodenräume zu finden waren.

Auf dem Familientische, welcher mitten in der Stube stand, brannte eine düstere Lampe für den Greis, welcher dort in seinem bequemen Sorgenstuhle lehnte und zu schlafen schien, immer noch hell genug, denn er würde auch nichts gesehen haben, wenn man selbst tausend Lichter angezündet hätte, weil er völlig erblindet war.

„So, da setzt Euch, guter Freund!“ sprach das freundliche Mädchen, dem Gaste einen Stuhl hinschiebend; „ruht aus, denn Ihr scheint müde zu sein.“

„Wen hast Du denn mitgebracht, Rösschen?“ fragte der Greis, welcher diese Worte gehört hatte, sich aufrichtend; „ich hörte zwei Personen kommen und die Tritte klangen nicht als wenn Hans dabei wäre.“

„'s ist ein Fremder, Vater!“ antwortete die Tochter; „Hans hat ihn mitgebracht; er will die Nacht bei uns schlafen.“

„Er soll mir willkommen sein, der Fremde,“ sagte der Blinde, indem er die Hand vorstreckte, als wollte er die seines Gastes fassen und drücken. „Wer ist denn der Fremde?“

Dieser winkte schnell entschlossen dem Mädchen, dem er nach den Mienen zu schließen recht wohl gefiel, mit den Augen und nahm selbst das Wort:

„Mein Vater ist ein Bauer im Niederlande und ich habe

als Maler gelernt; ich reise in der Welt herum, und wo ich eine schöne Gegend finde, die zeichne ich mir ab."

„Ach ja, und unser Drachensfels ist so übel nicht; das könnt Ihr auch auf's Papier werfen, guter Freund!" rief der Blinde; „ich seh's noch immer wie ein dämmerndes Teenschloß vor mir stehen. Ach, wie oft hat mir das Herz im Leibe gelacht, wenn ich so auf dem Berge saß, der dem Schlosse gegenüber liegt, wenn ich das hohe Burggestein sah und über das grüne Gras und den silberhellen Fluß dahinsah... aber jetzt sitze ich mitten in ewiger Nacht, guter Freund, und merke nichts von Licht und Farbe. Ja, ja, die Tage wurden immer dunkler und dunkler und jetzt könnten mich die Leute mit dem Gesichte in die helle Mittagssonne setzen, es dränge doch kein Lichtstrahl durch meiner Augen Nacht... Was ist denn das?" rief der Alte plötzlich abbrechend, „die Mühle geht ja leer; wo steckt denn der Hans, daß er nicht nachsieht?"

Das Mädchen eilte hinaus, um den Fehler so schnell als möglich wieder gut zu machen.

„Ja, so geht's," fuhr der Greis zu sprechen fort; „ich bin alt und blind, aber auf alles muß ich Acht haben, sonst regt niemand eine Hand, was nicht Rösschen ist..."

„Ein schmuckes Kind, Eure Tochter," nahm der Gast das Wort; „hat wohl der Freier so manchen?"

„Hm, ja," erwiderte der geschmeichelte Vater lächelnd;

„aber es gefällt ihr nur nicht jeder. So mancher reiche Bauerssohn hat um sie geworben und sie hat ihn nicht gemocht; auch der Schloßvogt... nun, der vollends... aus Aerger hätte er uns lieber die Mehllieferungen aufs Schloß genommen, aber zum Glücke that's die Herrschaft nicht... Seid Ihr weit herum gewesen in der Welt?“ fragte er, von seiner Tochter auf ein andres Thema überspringend.

„Nicht eben weit,“ antwortete der Andre vorsichtig; „bloß einzelne Städte habe ich besucht... aber Ihr wohl, guter Vater? Die Müller wandern ja immer sonst weit in der Welt...“

„Hab's auch gethan,“ rief der Greis mit jugendlichem Feuer; „bin immer den Flüssen nachgegangen, und wo mir's gefiel, nahm ich Arbeit und blieb... aber es zog mich doch stets nach der lieben Heimath, und so wendete ich denn um, als ich die Welt genug die Kreuz und die Quer durchzogen hatte, und ging wieder nach Hause, wo ich nun alt geworden bin...“

„Euer Sohn wird wohl nicht so weit herum kommen,“ sagte Casanova.

„Ach der!“ antwortete der Greis... „ein verzogenes Mutterstöhnchen... verzeih's Gott meiner Alten im Grabe, daß sie mir ihn so verhätschelt hat... schon als Junge machte er mir Noth, zu nichts Ordentlichem war er zu bringen, aber in der Küche lag er immer und gukte in alle Töpfe, und wenn's die

Frage galt, was zu essen gemacht werden sollte, da war mein Hans der Erste mit seinem guten Rathe."

Eben kam der, welchem dieses schmeichelhafte Lob galt, zur Thür hereingetreten und setzte die Laterne, die er auszu-
blasen vergaß, gähmend auf die Seite. Er selbst brachte kaum
soviel heraus, daß der Gast, den er mitgebracht hatte, daraus
abnehmen konnte, er würde willkommen geheißen; dann streckte
er sich auf eine rothe Bank, die an einer Seite des Tisches
stand.

Rösschen brachte jetzt das Essen und die Beiden, welche
noch kein Abendbrod genossen hatten, mußten zulangen.

Casanova benutzte den übrigen Abend dazu, daß er
sich genauer nach den Verhältnissen erkundigte, welche auf dem
Schlosse obwalteten. Er erfuhr, der Herr Schloßvogt wäre
ein ältlicher und sehr gestrenger Herr, er hätte die Oekonomie
zu verwalten und den Ertrag davon alljährlich zu berechnen;
der Herr, wie man den Eigenthümer dieser Besitzung nannte,
wäre sonst öfter hierher gekommen, seit einiger Zeit jedoch
seltener; dafür wohnte aber die gnädige Frau jetzt hier, die
niemanden sehen wollte als ihre Dienstleute, und aus diesem
Grunde wiesen die Bewohner des Schlosses auch jedermann gleich
am Thore ab, der Einlaß begehrte; die Andern gingen ihr
auch Alle aus dem Wege, wo sie sich sehen ließe... aus dem
Schlosse heraus aber wäre sie noch nicht gekommen, so lange

ste sich hier aufhielte; nur noch ein Herr vom Hofe wäre immer um ste, der wüßte ihre Befehle auswendig und hätte selbst über den Herrn Schloßvogt zu befehlen.

Diese Aussichten waren für Casanova nicht besonders tröstlich, denn er durchschaute auf der Stelle, welche Bewandniß es mit der sonderbaren Leutescheu jener Dame haben mochte. Nicht von ihr gingen offenbar die Maßregeln aus, durch welche man jeder mißliebigen Person den Zutritt zu ihr verwehren konnte, nein, man legte ihr nur unter was von einer andern Seite her für nöthig erachtet worden war, um gewisse Schritte ihr so gut als unmöglich zu machen. Indesß einige Hoffnung schimmerte dennoch, obwohl in schwacher Strahlenbrechung, aus obiger Schilderung der Verhältnisse heraus. Auch diesen Umstand bemerkte der Scharfblick der Liebe auf der Stelle und darauf baute das hoffende Herz ein Lustschloß über das andre, obwohl keins noch so recht halten wollte. Casanova saß still in seine Gedanken versunken da und gab seinen Wirthten nur kurze und zerstreute Antworten.

Das Mädchen glaubte errathen zu haben, woran das läge, und fragte ihn, ob er etwa müde wäre und zu Bette gehen wollte.

„Nein, nein!“ fuhr der Mann sich selbst vergessend heraus. Dann sah er sich rings um, und da er die verwunderte Miene in Rösschens Gesicht bemerkte, ward er plötzlich andern

Sinnes und rief: „Ja, gutes Kind, ja, bringe mich zu Bette, daß ich schlafe bis es Tag wird!“

Erröthend nahm Röschen die Laterne, welche sie anzündete, und wartete stillschweigend, bis ihr Gast sich bei Vater und Bruder verabschiedet hätte. Als dieses geschehen war, leuchtete sie ihm in's obere Stockwerk, wo sie vor einer Stuebenthür stehen blieb und dieselbe aufschloß.

„Hier!“ sagte sie, mit dem Finger auf das Bette zeigend, welches frisch überzogen war und in der rechten Ecke stand. Ein Waschbecken mit klarem Wasser und ein weißes Handtuch hatten ihren Platz auf dem Tische mitten in der Stube gefunden.

„Und das hältst Du alles so nett in Ordnung, Du liebes Mädchen!“ redete sie der Fremde an, der plötzlich ein ganz Anderer geworden zu sein schien, und schlug den Arm sanft um ihren Nacken.

„Ich muß ja schon,“ stotterte sie und suchte sich von dem Manne loszumachen, der ihr gefährlicher zu werden drohte als alle ihre bisherigen Freier zusammengenommen.

„Ach lassen Sie mich!“ rief sie, als dieser, seines Sieges schon halb gewiß, ihr Kinn faßte, um sie auf die Lippen zu küssen; „wenn's jemand erführe... sie warten unten, und ich darf nicht so lange bleiben...“

„Und bist Du mir nicht ein klein wenig gut, meine kleine Frau?“ fragte er, sie nur noch fester umschlingend.

„Ach Gott, was kann ich denn dafür!“ rief sie, indem ihr die hellen heißen Thränen über die Wangen rannen.

„Bist Du traurig darüber, daß ich Dir so gut bin, liebes Mädchen?“ fragte er sie leise; „Du kannst mich gewiß nicht ausstehen, sonst wärst Du freundlicher mit mir! Hörst Du, liebhaben will ich Dich von ganzem Herzen; ich will Dich an mich drücken und küssen bis uns die Lippen wund werden, aber Du darfst nicht böse darüber sein. Willst Du böse werden oder gut sein... sag' an, willst Du?... Noch einen Kuß!“

Willig ließ die Weinende den Raub geschehen, und er wiederholte denselben noch viele Male.

„Und willst Du denn mein werden?“ flüsterte er ihr in's Ohr.

Statt der Antwort preßte sich das weinende und zitternde Mädchen an seine Brust; sie klangelte sich mit beiden Armen an ihn an.

„Mein liebes süßes Mädchen, mein Röschen!“ raunte er ihr mit dem vollen Ausdrücke der Liebe zu; „ja, ich fühle es, Du liebst mich... darf ich wohl auf längere Zeit bei Euch Quartier machen? Du hast nichts dagegen, das weiß ich, aber Deines Vaters, Deines Bruders und andrer Leute wegen müs-

fen wir einen Vorwand erdenken... Halt, ja! Bin ich doch Maler; ich zeichne die Landschaften in der Umgegend... ich bezahle Euch gut, und das mußt Du namentlich gegen jedermann hervorheben..."

„Ach nein, nein!“ rief sie mit Hast, den Mann von sich abwehrend, der, ohne daß sie es hatte hindern können, Herr ihres Schicksales geworden war.

„Aber wirst Du denn allein widersprechen, wenn Dein Vater einwilligt und der Bruder nichts dagegen hat?“ fragte jener traurig.

„Das nicht,“ sagte sie hochroth und mit der Stimme zögernd; „aber wenn... ich armes schlechtes Mädchen bin doch zu gering für einen solchen Mann..."

„Das denkst Du, Kind!“ rief er entschieden; „lerne Dich erst kennen, stich mir erst in's Herz und schaue, welches Unglück Du darin angerichtet hast! Du nur allein kannst die Wunde heilen, welche Du mir geschlagen hast, und bist Du nicht grausam, so thust Du es auch; sonst müßte ich daran sterben... und wolltest Du denn das?“

„Ach, tausendmal sterb' ich für Sie!“ erwiederte das Mädchen unterliegend; „aber der Vater ruft..."

Sie riß sich los und eilte auf die Thüre zu.

„Höre noch ein Wort!“ rief er mit unterdrückter Stimme hinterher, „liebes Röschen, noch ein einziges Wort.“

Rösschen aber verstand die letzten Worte schon nicht mehr und eilte, die Laterne auf dem Tische zurücklassend, in der Dunkelheit die Treppe hinab.

Nun war er allein; er ging nach der Thüre und öffnete sie eine Hand breit; er horchte hinaus; aber von Rösschen war keine Spur mehr zu sehen; er wollte nachschleichen, allein da er im ganzen Hause nicht den geringsten Bescheid wußte, außer in der Stube, so machte er die Thüre wieder zu, entkleidete sich und suchte das Lager, nachdem er die Laterne ausgelöscht hatte.

Aber einschlafen konnte er nicht; so oft der Schlummer nahte, mußte er wieder zurückweichen. Es war das ein gewaltiges Kämpfen und Ringen, es kam ihm vor als wäre Durst, Hunger, Sehnsucht und alles geistige und leibliche Verlangen in ein einziges zusammengeschmolzen worden, welches nur in seinem Busen brannte. Das Mondlicht fiel in die Stube und grenzte scharfe Schatten ab; er richtete sich im Bette auf, um über Betrachtungen, die er mit offenen Augen anstellte, die Gluth in seinem Innern sich abkühlen zu lassen. Ja, wirklich, die Traumbilder wichen etwas zurück, aber sowie er sich wieder umlegte und die Augen schloß, stand die Leidenschaft wieder in ihrer ganzen Flammengröße vor ihm.

„Solch' ein Feuer kann eine Welt verzehren,“ stöhnte er, „und den Menschen reibt sie auf! O einen Tropfen kühlenden

Wassers an die lechzende Seele, nur einen einzigen Tropfen, ihr Götter! Ich verschmachte sonst wie der reiche Mann im Evangelio, welcher in den Gluthen der Hölle dürstet und vergeblich um einen Kühlungstrank fleht...

Er warf sich auf die andre Seite, vielleicht daß er hier die ersehnte Ruhe fände; aber auch hier wich der Boden unter ihm und er schwankte wie ein machtloser Kahn, der das Steuer verloren hat, auf dem wogenden Meere der Leidenschaften umher.

„Wenn das Schiff auf offenem Meere von den schwellenden Wogen bald an den Saum der Wolken gehoben wird, bald nieder bis auf den Grund rollt, daß die Gluthen über ihm zusammenschlagen,“ rief er in lautem Selbstgespräche weiter, „o das ist Kinderspiel gegen den Meeressturm, der oft in einer engen Menschenbrust tobt und die zitternde Seele nicht bloß wie Wasserwogen herumschleudert sondern auch mit Feuerflammen sengt und preßt und reißt...“

Mit Gewalt drückte er den Kopf in's Kissen; er bemühte sich gar nichts zu denken und gar nichts zu empfinden; aber immer brannte ein Gedanke vor seinem innern Auge gleich einem Flammenbilde, und der süße Schlaf wollte nicht kommen.

Das letzte Mittel war noch das beste welches er ergreifen konnte, denn er wurde wenigstens etwas ruhiger, und so konnte

ihn der Schlaf endlich überraschen, ohne daß er's selbst gewahr wurde.

Am andern Morgen, als er die Augen aufschlug, war er verwundert, daß es schon so hoch am Tage war; er sprang aus dem Bette, kleidete sich an und ging dann hinunter, um den alten Mann mit seinem Anliegen bekannt zu machen.

Dieser hatte nichts dagegen, nur, meinte er, müßte der Herr ziemlich viel Geld wegzwerfen haben, wenn er hier, wo man für das Biertheil leben könnte, soviel geben wollte.

„Ich verlange es nicht,“ sagte der Greis, der jetzt seinen Mann mit etwas andern Augen zu betrachten anfang als gestern Abend, „indessen wenn Sie es geben wollen und es durchaus nicht anders thun, so muß ich's wohl nehmen; Rösschen mag's zu ihrer Ausstattung verwenden.“

„Wo ist denn Rösschen?“ fragte der Maler; „ich muß ihr doch einen guten Morgen bringen.“

„Im Garten,“ berichtete ihr Vater; „aber bemühen Sie sich nicht, sie wird Gras umwenden...“

„Doch, doch, ich muß mich ohnedies umsehen,“ entgegnete der Andre; „zu Mittag bin ich wieder hier.“

Somit schritt er vorwärts auf die Thüre zu, welche ihn ein gewisser Ortsinn für die Gartenthüre halten ließ. Richtig, es war auch der Garten, in welchen er hinaustrat.

Das Stück Land, welches diesen Garten bildete, war auf

der einen Seite mit einem lebendigen Zaune von Hagebutten, Schlehdorn und Faulbaum abgegrenzt, von der andern Seite bildete der Fluß, der von den Mühlrädern herunterkam, eine andre Grenze gegen allen unbefugten Andrang. Uebrigens war der Landstreifen lang, aber schmal und lief am Flusse dahin. Gleich vorn hinter der Scheune und dem Wohnhause befanden sich mehrere Beete, die theils mit Thymian theils mit Buchsbaum eingefast waren; darauf blühten Rosenstöcke, Levkoien, Lack und verschiedene Nelkenarten; eins derselben aber schien sich der Vorliebe der schönen Gärtnerin — denn daß Röschen und nicht ihr Bruder Hans den Garten besorgte, lag wohl für jedermann, der Beide konnte, auf der Hand — in ganz besonderem Maße zu erfreuen. Es war mit lauter gewürzreichen Kräutern besetzt, mit Krausemünze, Melisse, Spicke, Pfeffermünze u. s. w., als einzelnes Exemplar aber stand ein Rosmarinstock genau in der Mitte.

Ein Beet war mit Gurken, ein andres mit Schnitt- und Staudensalat bepflanzt; den Kohlrabi baute die Wirthschafterin nebst dem Kraute und andern Kohlarten auf einem freien Acker gleich neben dem Garten.

Das übrige Land war Gras- und Obstgarten. Birnen-, Aepfel- und Pflaumenbäume standen in hunder Mischung durch einander; besonders voll schöner Früchte hing der Baum, der den Stettinerapfel trug, die Goldreinetten aber standen bloß

wie einzelne Sterne am Abendhimmel hier und da im grünen Laube.

Das Gras war zwar gehauen und gewendet, auch mußte es bald dürr genug sein, um als Heu aufbewahrt zu werden, allein Rösschen war nirgends zu finden. Der Sehnsüchtige entdeckte jedoch den Augenblick, daß die Hinterthür des Gartens, durch welche man in's Freie gelangen konnte, offen war, und baute darauf die Vermuthung, daß das Mädchen dort hinausgegangen wäre.

Der Hintergrund stieg eine Strecke weit sanft empor, dann mit einem Male kam eine schroffe Felsenwand, die man nur mit Gefahr erklettern konnte. Heidelbeeren und Brombeeren, die schon überreif waren, wuchsen zwischen den Bäumen aus dem Grase empor; mitunter hatte sich auch eine Erdbeere unter jene minder gewürzreichen Namens-Schwester verirrt und funkelte wie eine Blüthe der brennenden Liebe aus dem Grün heraus.

Er folgte dem wenig betretenen Fußsteige, der sich wie eine Brücke durch das grüne Meer in lauenhaften Beugungen dahinschlängelte, immer weiter, immer ferner klang das Geräusch der Mühlräder hinter ihm, endlich hörte er gar nichts mehr und um und um war keine Menschenseele zu hören noch zu sehen.

Jetzt wurden die Erdbeeren häufiger; sie standen schon

wie kleine Heerden beisammen und bisweilen bildeten sie einen ganzen grünen Himmel, in welchem die rubinhellen Duftsterne funkelten.

So war er stets aufwärts gestiegen, hoffend daß er die Gesuchte finden würde, aber immer vergebens. Er wollte fast ungeduldig werden, daß der Weg gar kein Ende nahm und Nöthen nirgends zu finden war, da stand er auf einmal zwischen vier fahlen Bergwänden, auf denen eine herrliche grüne Matte, von gewürzreichen Kräutern zusammengewirkt, aufgehängt war... und dort sah er die, welche er finden wollte, mit ihrem Harken in der einen Hand stehen, während die andre zwei junge Vögel festzuhalten suchte, welche sie irgendwo aus dem mütterlichen Neste genommen haben mußte.

Sinnend blickte sie in die Höhe und schien sich ganz über einen Gedanken zu vergessen, dessen Widerschein wie ein feuchter Sommertag in ihrem Antlitz hing. Sie wurde den Ankömmling nicht gewahr sondern verharrte in ihrer Stellung. Leise und hastig nahte er sich ihr und drückte der Ueberraschten einen Kuß auf die Lippen, ehe sie es hindern konnte.

„O, was folgen Sie mir?“ rief sie in holder Verwirrung und betrachtete das Gras am Boden rechts und links, als wollte sie etwas, was sie verloren hätte, wieder suchen; „geben Sie sich doch nicht so viele Mühe mich unglücklicher zu machen als ich ja schon bin...“

„Was hast Du da, liebes Kind?“ fragte er, die jungen Vögel betrachtend und sich stellend als hätte er ihre Worte gar nicht vernommen.

„Junge Walddauben,“ erwiderte sie; „dort ist das Nest...“

„O gieb gieb, gutes Herz!“ rief er bittend; „sieh dort, die Alten fliegen ängstlich umher und Du hast ihnen ihre Kinder genommen! Das hättest Du nicht thun sollen... das ist garstig von Dir...“

Er nahm die Walddauben und eilte nach dem Neste. In dieses setzte er die jungen halbflüggen Vögel wieder hinein und entfernte sich, damit die Eltern, welche beide um die Räuberin ihrer Lieblinge herumflatterten, ohne daß diese zu dem Entschluß gebracht werden konnte den stumm bittenden Thieren ihre Lieblinge wiederzugeben, nun herankommen und sich der Wiedergefundenen auf ihre Weise freuen sollten.

„Sieh doch, welche Freude die Thiere haben!“ rief er das Mädchen mit sich auf die Seite ziehend; „ein guter Mensch kann keinem Thiere weh thun... denn der Thiere verfolgtes und armes Geschlecht fühlt doch auch auf seine Weise Schmerz und Lust, nur daß sie nicht Menschen sind...“

Mit großen Augen, als begriffe sie den Sinn dieser Worte in seinem ganzen Umfange, ja als ahnte sie den Hintergrund von Gedanken, aus welchem sie wie der Quell aus den

Bergen hervorgequollen waren, sah R ö s c h e n dem wunderbaren Manne, der mit solcher Gewalt an ihr Herz griff, in's Gesicht, nickte schwermüthig und sagte: „Ja, ja, das muß ein guter Mensch sein, dem es wehe thut, wenn er den Schmerz eines Thieres sehen muß!“

„Was hast Du da noch in Deiner Schürze, kleine Räuberin?“ fragte er mit wehmüthiger Stimme, die gar nicht zu seiner Frage paßte, desto besser aber auf R ö s c h e n berechnet war, ob schon er sie ohne weitere Absichtlichkeit von selbst gefunden hatte.

„Erdbeeren,“ erwiderte sie, indem sie die Schürze öffnete und ihren Schatz zeigte.

„Für wen hast Du sie gesammelt?“ fragte der Zudringliche; „für Deinen Vater?“

„Ja, die Hälfte,“ antwortete sie.

„Und die andre Hälfte für Deinen lieben Bruder?“

Sie stockte und schlug die Augen nieder; sie wurde roth wie die Erdbeeren selbst waren. Das kam dem Eroberer ihres Herzens verdächtig vor.

„Nun für wen denn?“ fragte er dringender; „was gehst Du nicht mit der Sprache heraus, lieber Engel? Für mich doch nicht etwa?“

„Doch,“ lispelte sie noch verlegener werdend und drehte sich abwärts.

„Für mich? R ö s c h e n, für mich?“ rief er freudevoll die

Arme ausbreitend und stürzte auf sie zu; „Röschen, liebes theures Mädchen, den ersten freiwilligen Kuß mußt Du mir jetzt geben; ich lasse Dich nicht eher... für mich, für mich...“

Er hatte sie gefaßt und hielt sie so, daß sie ihm in's Gesicht sehen mußte. Seinen Mund brachte er so nahe an den ihrigen, daß sie sich nur eine halbe Hand breit vorwärts zu beugen brauchte, um sein Verlangen zu erfüllen. Aber sie zögerte und zitterte als ob sie vom Fieber geschüttelt würde.

„Nun?“ fragte er dringend wie vorhin; „willst Du? Ich lasse Dich nicht...“ Da bog sie sich rasch vorwärts; er fühlte ihre Lippen an den seinigen. „Röschen, Röschen, sei mein, sei mein!“ jubelte er und gab ihr das Geschenk mit übermäßigen Zinsen wieder zurück, welches er so eben von ihr empfangen hatte.

Plötzlich aber kam die Neue über sie wie eine schwellende Fluth. „O, die Sonne hat's gesehen, und die Lüfte haben es gehört!“ rief sie aus, dabei ließ sie den Haken fallen und suchte sich mit beiden Händen von dem Ungestimmen loszumachen. Nun fiel ihr die Schürze herunter und die Erdbeeren zerstreuten sich auf den Boden; die saftigen Früchte wurden von Beiden zertreten, während sie im süßen Wettstreite der Liebe mit einander rangen; sie verweigerte ihm aus mädchenhaftem Bedenken was sie ihm doch so gern gegeben hätte, wären nur jene Bedenklichkeiten zu heben gewesen... Eine

Frau hat keine mädchenhaften Bedenken mehr, sobald sie eben nur kein Mädchen mehr ist...

Da die Festung sich aus Verzweiflung bis auf's Aeußerste wehren zu wollen schien, ließ der Angreifende nach... er that seine Arme von ihr und nahm die zertretenen Erdbeeren zum Nothbehelfe, wodurch er einer langen Reihe von Vorwürfen, die er nun erwartete, zu entgehen hoffte.

„Siehst Du, kleiner Schelm!“ rief er, indem er mit dem Finger auf den Boden wies; „siehst Du, was wir angerichtet haben? Nun hat der Vater keine Erdbeeren mehr oder wir werden ihm neue suchen müssen...“

„Das will ich allein thun,“ entgegnete sie.

„Nein, ich mit!“ antwortete er hartnäckig, aber scherzhaft; „ich bin der Schuldige und muß es Dir Dank wissen, wenn Du mir noch helfen willst den Schaden wieder gut zu machen. Wo stehen die meisten? Führe mich hin!“

„Dort,“ antwortete sie und ging nach einem Grasrande, welcher einen Trupp junger Tannen begrenzte; „aber wir wollen nur die dunkelrothen nehmen, nicht die halbweißen...“

Sie schritt voraus und der Freund folgte ihr.

Neben einander kniend lasen Beide nun aus den grünen Blättern die Beeren heraus; er warf ihr soviel er jedesmal gesammelt hatte in die aufgehaltene Schürze und versuchte es zu tändeln und zu scherzen, wie Verliebte, die im geringsten

Worte, in der unbedeutendsten Geberde eine große Bedeutung finden, eben zu thun pflegen. Es gelang ihm zwar nicht so recht und Röschen schien gar nicht nach seinem Geschmacke anbeißen zu wollen; allein sie ging doch einige Male auf diese Scherze ein, indem sie ihm für die seinigen eine andre neckische Bemerkung zurückgab.

„Heute Nachmittag will ich das Schloß abzeichnen und Röschen steht als Schloßfrau vor der Thüre,“ sagte er unter andern.

„Wenn die Schloßfrau nur nicht schöner wäre,“ erwiderte sie, „und es keine jungen Herren gäbe, welche aus der Ferne hierherkommen, um uns armen Mädchen unsre Herzen zu stehlen und dann wieder in die weite Welt zu gehen... Aber so sind die Männer... man sollte keinem trauen, wenn man ihm auch noch so gut wäre...“

„Oder ich lasse Dich aus dem Fenster sehen, wo die vornehme Dame wohnt,“ führte er das Gespräch weiter.

Sie, die nichts von Perspective und verhältnißmäßiger Größe verstand, fühlte sich durch diese Rede doch geschmeichelt und sagte:

„Die Schloßfrau wohnt in der dritten Fensterreihe von der linken Seite an im fünften, sechsten und siebenten Fenster... und da würde das Röschen sich schön ausnehmen...“

„So, dort wohnt sie?“ fragte er aufmerksamer werdend;
„hast Du sie manchmal am Fenster stehen sehen?“

„Ach ja, an jedem schönen Tage steht sie stundenlang nach dem waldigen Berge, der über dem Flusse und ihrem Fenster gerade gegenüber liegt,“ gab ihm das Mädchen zur Antwort.

„Nun, nun,“ rief er vor Verlegenheit hustend, „ich möchte sie wohl kennen... ich wette, ich setze es durch und komme doch vor sie...“

„Wenn solche hübsche Herren kommen, freilich,“ rief sie beinahe argwöhnisch.

„Nun, nun, es ist ja nicht so ernstlich gemeint, Liebste,“ tröstete er sie.

„Wir haben genug; es bleibt auch für mich noch etwas,“ sprach Röschen und stand auf.

„Aber Dein Bruder, bekommt der nichts?“ fragte er lachend.

„Der ißt nie Erdbeeren,“ sagte sie; „wie er spricht, weil sie hinter jedem schlechten Baune und auf jedem Rasenraine wüchsen...“

Als Casanova dieses hörte, mußte er sich vor Lachen förmlich den Bauch halten. Sowie er sich wieder etwas gesammelt hatte, nahm er den Haken in die eine Hand, den andern Arm reichte er seiner Begleiterin und führte sie so nach Hause zurück. Sie klagte unterwegs, daß sie ihre wahre Noth

mit ihrem dummen Löffel von einem Bruder hätte, der nur immer essen wollte was recht viel Geld kostete, weil das etwas Apartes wäre. Der Weg verging aber Beiden so schnell, daß sie, als sie an's Haus kamen, ihn lieber noch verlängert hätten.

Der Mittag war vorüber, Hans hatte richtig keine Erdbeere angerührt und lag eben auf der Ofenbank, wo er seinen Mittagsschlaf hielt; der blinde Vater that in seinem Lehnstuhle dasselbe und Röschen war in der Küche beschäftigt, um das Geschirr wieder in Ordnung zu bringen.

Casanova machte sich jetzt auf den Weg, um die Umgegend genauer in Augenschein zu nehmen. Die erste Richtung, die er nahm, ging nach dem Berge, welcher dem Schlosse gegenüber liegen sollte und von dem er mit Röschen gesprochen hatte.

In Gesellschaft eines Mahlgastes, welcher mit seiner Mulde auf dem Schubkarren der Heimath zueilte, trat der Neugierige den Weg an, auf welchem er wenigstens etwas über Theresens Aufenthalt und Befinden zu erspähen hoffte. Von der Mühle aus wand sich der Weg über eine freie Wiese dahin, dann kam die Vorhut der Berge und ein Tannenwäldchen. Weiterhin lief der Fußsteig dem Flusse entgegen und führte immer in derselben Richtung fort, weit über das feste Gebäude hinaus und in das tiefere Bergland hinein.

Rasch wie ein Wandersmann, der keine Weile hat, kam der Fluß den beiden Männern entgegen; er schoß stellenweise förmlich weiter, und über einige große Felsblöcke, die an einer Stelle ihm den Weg zu versperren suchten, stürzte er sich zornig rauschend und in weißem Schaume kochend dahin, ja noch als er darüber hinaus war, schlug er unruhigere Wellen als anderswo, gleich als ob er's immer noch nicht vergessen könnte, was sich die Steinblöcke unterfangen hätten.

„In dieser kühlen Fluth möcht' ich die müden Glieder baden!“ rief Casanova seinem Begleiter zu und zeigte auf das klare Wasser, das in großen raschen Wellen in seinem Bette weiter gleitete.

„Würdet schwerlich aufrecht stehen können,“ entgegnete jener; „der Strom reißt so sehr, daß er auch dem stärksten Manne die Beine unter dem Leibe hinwegnimmt.“

„Du wohnst nicht weit vom Flusse?“ fragte der Andre, „und auch nicht weit vom Drachensfels?“

„Ein Stündchen mag ich wohl noch haben, wenn ich vom Schlosse an rechne,“ gab der Mahlgast zur Antwort.

„Die Herrschaften lassen sich wohl sehr selten auf der Jagd und im Walde sehen?“ fragte Casanova weiter.

„Der Kammerherr, wie sie ihn heißen,“ belehrte ihn der Andre bereitwillig, „der muß ein Liebhaber von Vögeln sein; ich habe einen Vogelherd im Walde; wenn Ihr ihn sehen

wollt, er ist im Birkenthale und dort hat mich der Kammerherr öfters besucht und mit mir auf der Lauer gelegen, zwei Sprosser hat er mir auch abgekauft und mit auf's Schloß genommen."

"So! hm, das ließe sich hören," äußerte der Fragsteller etwas unachtsamerweise seine Theilnahme an dem Thun und Treiben der Schloßbewohner verrathend, „was ist denn der Kammerherr sonst für ein Mann? Leutselig, he? hübsch?"

"Ich kann das weiter nicht sagen," antwortete der Gefragte treuherzig; „für ein Frauenzimmer mag er nun wohl kein zu besonderer Bißsen sein, aber ich habe nichts gegen ihn. Er ist lang wie eine Bohnenstange und ebenso dürr; man könnte ihn anbrennen, glaub' ich, wenn man ihn wie ein Schwefelholz mit dem einen Ende in die Bündmasse getaucht hätte... er trägt immer einen braunen Track mit schwarzen Knöpfen, dann eine Weste, die bis unter das Kinn zugeknöpft ist..."

"Schon gut, mein Freund," unterbrach der Andre diesen Bericht, der ihn langweilen mochte; „und wann war er denn das letzte Mal bei Dir?"

"Noch vorgestern," ließ sich der Mehlträger nach einigem Bedenken vernehmen, „und morgen wird er wohl wiederkommen."

"Vortrefflich!" rief der Andre und erschrak sogleich über

diesen Ausruf, als hätte er sich schon völlig verrathen. Er sammelte sich jedoch augenblicklich, nahm einen frischen Anlauf und versicherte dem Gefährten, daß auch er einen leidenschaftlichen Liebhaber von Jagd und allem was dahin einschläge für seine Person abgäbe. „Ha,“ rief er, als der Andre ihm mit ungläubigem Erstaunen in's Gesicht sah, „ha, das ist eine Lust! Ich denke immer noch daran, wie ich den letzten Rehbock schoß... es war ein sanft abfallendes Waldthal, mit schlanken Tannen besetzt und der Boden mit lauter frischem grünen Moose bedeckt. Wie ich so dastehe, kommt das schmucke Thier aus dem Hintergrunde hervor; es fängt an sich zu äßen und steht sich von Zeit zu Zeit nach allen Seiten um, vorsichtig spähend, ob nicht ein Feind in der Nähe ist... die Beuteluft brannte in meiner klopfenden Brust, ich lege an, mit sicherer Hand sende ich die tödtliche Ladung ab und das Thier, nachdem es noch eine Strecke mit den Saatkörnern des Todes in seinem Leibe fortgewankt ist, knickt matt zusammen, um nicht wieder aufzustehen...“

„Und das macht Euch Freude?“ fragte der Waldbewohner kopfschüttelnd; „wenn Euch solch ein armes Thier mit seinen unschuldigen Augen in's Gesicht steht, seid Ihr im Stande ihm den Todesstoß in's Herz zu geben? Aber der Mensch ist der größte Mörder auf Erden und redet doch noch von reißenden Thieren, gleich als ob's ein reißenderes gäbe als das,

welches auf zwei Beinen geht und Kleider trägt und sich seine Speisen erst künstlich zurecht macht, da es dieselben nicht haben mag wie sie aus der Hand der Natur kommen."

"Mann, woher kommen Euch diese Gedanken?" fragte der Begleiter den Sprechenden verwundert; „man könnte tief-sinnig darüber werden!"

"Und doch sind sie ganz einfach," entgegnete der Gefragte mit einem vielsagenden Lächeln; „in meiner Einsamkeit, was soll ich machen als nachdenken? Das künstliche Netzwerk, in welches sich die Menschen in den Städten verstrickt haben, schnürt meine fünf gesunden Sinne nicht zusammen, und meine Bäume, die mir den frischen Lebensathem in's Gesicht blasen, raunen mir auch manches geheimnißvolle Wort in's Ohr, das andre Leute schwerlich verstehen würden, wenn ich's ihnen sagte, aber das sie auch nicht wissen sollen..."

"In der That, ich suche Dich auf!" rief Casanova nur noch mehr hingerissen; „wir müssen Freunde werden!"

"Werden ja sehen wie sich's macht," entgegnete der Andre „solche Sachen lassen sich nicht erzwingen. Uebrigens muß das Schloß bald kommen," setzte er in verändertem Tone hinzu, „und wenn Ihr's heute noch fertig zeichnen wollt, so habt ihr alle Hände voll zu thun... Seht, seht, da kommt ja der Thurm mit seiner Spitze schon über die Bäume hervor!"

Casanova richtete sich auf und wirklich sah er einen

mächtigen Thurm von festem Stein in die freien fessellosen Lüfte emporragen.

Mit jedem Schritte vorwärts tauchte das Schloß auch weiter in die Höhe... noch die letzten drei Schritte und es stand in seiner ganzen Majestät vor dem erstaunten Paare, welches seine Augen ein Weilchen stumm auf den mächtigen Steinmassen und kühnen Wagstücken des Baumeisters ruhen ließ.

Hierauf trennte sich der Vogelsteller mit seiner Mulde von dem vermeintlichen Maler, dieser aber ließ sich auf einen Steinblock nieder, welcher sich vom Felsen abgelöst hatte und, ohne das Wasserbette zu erreichen, hierher zu liegen gekommen war.

Viertes Capitel.

Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da allein.

Schiller.

Das Schloß.

Auf seinem Steinsitze sich zurücklehnend, ruhte der Fremdling, der in dieses Thal gekommen war, weil ihn der stärkste Magnet, den es für ihn geben konnte, mit unwiderstehlicher Gewalt hierher gezogen hatte. Endlich sprang er empor, um die Runde zu machen.

Der Fluß beschrieb einen Bogen um den kegelförmigen Berg herum, auf welchem das Schloß erbaut war, und gerade die mittelfte Hauptfronte desselben hatte der Beschauer gegenüber. Es war dieselbe, welche er schon von der Ferne aus gesehen hatte, als er jenseit des Flusses mit Röschens Bruder zusammengetroffen war.

„Ha, wenn sie's wüßte!“ rief er vor Wonne schauernd;
„aber sie kann mich unmöglich erkennen, wenn sie nicht zu-

fällig ein Fernrohr in die Hand nimmt und auf diesen verlorenen Punkt richtet... o könnte ich ihr diesen Gedanken zuschicken, o könnt' ich mit meinem Willen in das Triebwerk ihrer Entschlüsse hineingreifen und den Zeiger nach dieser Richtung drehen!... Dort ist die dritte Fensterreihe... richtig... eins, zwei, drei, vier... nun kommen ihre Fenster... das steht offen... an diesem sind die Gardinen heruntergelassen... o, ich verstehe Dich, dahinter sitzt Du und denkst an mich! Auf diesen einen Punkt hin richtet euch, ihr Gedanken alle, die ihr euch in meiner Seele regt; wie sich im Brennglase das Licht auf einen kleinen Kreis sammelt, so fällt als heißer Bündfunke ihr in die Seele!... sie wird nicht wissen woher das kommt, sie wird sich mitten in süßem Wonnebeben, welches sie umfaßt, umsehen, wer der Urheber ist... ha, ahne, ahne ihn, Du theure Einzige! Und wenn Du ihn ahnst, da schlage wie der leuchtende Blitz ein Strahl der Hoffnung in Deine zitternde Seele! Er ist da, er ist hier! So rufe, wenn Dir die Thränen aus Deinen schönen Augen quellen; er ist hier! rufe und fliege auf, herunter an meine Brust und in meine offenen Arme! Ganz außer sich sah er nach den Fenstern hinüber, wo er die Geliebte vermuthete, er dachte nicht anders als es wüchsen ihm Flügel und es hebe ihn in die Höhe... sein Herz war schon vorausgeeilt und weilte jenseits im Schlosse... er sah ein hohes stilles Gemach, ein starker

eichener Tisch stand in der Mitte, einige große grobgearbeitete Stühle waren ringsum an den Wänden placirt, vor den Fenstern, das die Gardine verdeckte, war ein erhöhter Tritt und auf diesem eine Art Divan angebracht... hier lag sie hingegossen und blickte regungslos in die leere Luft hinein. Was mochte sie mit den sinnenden Augen jetzt betrachten? Das Land der Hoffnung mit seinen tausend prächtigen Labyrinthten lag aufgeschlossen vor ihr und das zitternde Herz labte sich einen kurzen Augenblick lang an den Strahlen der milden Sonne, welche darüber hing und die einzelnen Keime, die wie zarte Kinder aus dem fruchtbaren Erdreiche die schüchternen Engelköpfschen heraussteckten, zu Knospen und Blüthen zeitigte.

Lange konnte er sich von diesem Bilde nicht losreißen; sein Geist schaute durch die Mauern, an denen die Winde und Wogen, die hoch in der freien Reise der Lüfte gingen, abprallten wie die Wellen des Meeres von dem festen Felsenufer; mit allen seinen Sinnen klammerte sich der Mensch an diese Wände, von denen seine Hände abgeglitten sein würden, wenn er sich damit hätte daran festhalten wollen.

Nachdem diese Selbsttäuschung den höchsten Grad erreicht hatte, näherte er sich in seinen Gedanken ganz unvermerkt der Wirklichkeit wieder. Die glänzenden Farben, welche seine Phantasie, als sie im höchsten Schwunge gewesen war, ihm vorgezaubert hatte, fingen an zu verblichen, und immer matter ge-

färbt traten ganz gewöhnliche Gestalten vor seine Seele. Mit einem tiefen Seufzer hauchte er den letzten warmen Ueberrest seines schönen Traumes aus der klopfenden Brust und stand traurig auf die Erde blickend da, indem er die Scherben seines zerschlagenen Lustschlosses wehmüthig betrachtete.

Jetzt wendete er sich links ab und ging nach der Ecke des Schlosses, welche scharf vorsprang und so die Aussicht auf die andre Seite verspernte. In einer geraden Linie ging die senkrechte Mauer vom Dache oben bis tief in's Wasser herunter; sie verlor sich in dem Lektorn und wahrscheinlich reichte sie noch weit in dasselbe hinein. Diese Ecke betrachtete er von oben bis unten, und als das Auge diesen Weg gemacht hatte, kletterte es wieder hinauf; es konnte sich gar nicht zurechtfinden in diesen großartigen Verhältnissen, welche der kühne Baumeister in Stein ausgearbeitet hatte.

Auf dieser Stelle stand das Wasser beinahe still, denn der Fluß, welcher von oberhalb herunterkam, machte einen Bogen in das Land hinein; dort stauchten sich die schießenden Wellen und nun mußten sie sich eine über die andre wieder mühsam zurückdrängen, um einen gehörig abwärts fallenden Weg, eben das gewöhnliche Flußbette, zu gewinnen. Aus der ruhigen fast unheimlichen Bewegung des Wassers schloß er auf dessen Tiefe und nicht mit Unrecht vermuthete er, daß der

Schloßberg auf dieser Seite wohl ziemlich weit unterwaschen sein möchte.

Die Leute in der Umgegend erzählten sich auch gar wunderliche Geschichten von der Höhle, welche hier in die Burg hineingehen sollte, und wer sich die ganze Scenerie betrachtete, brauchte nicht viel Phantasie, um auf den dunkeln Untergrund der stillen Wasserfläche seltsame Gebilde zu schreiben, die anderswohin schwerlich gepaßt hätten.

Das Ufer war von der einen Seite mit überhangenden Gebüsch bewachsen und diese Einfassung gab dem Wasser nur eine noch unheimlichere Färbung als es so schon hatte... die Bucht, in welche sich die Fluthen mit aller Wucht hinein- stürzten, verlor sich in eine Beugung... langsam kamen die Wogen, nachdem sie an das Felsgestein angeprallt und zer- schellt waren, wieder zurück; es war als wenn sie dort ent- zweigegangen und die Stücke nun untereinander gemengt wären. Mit heimlichem Grausen ließ der Spähende seine Gedanken über das Wasser hinüber bis an die Schloßmauer gehen; es ward ihm bange um's Herz, als er an die unheimlichste Stelle kam; er glaubte große steinalte Fische zu sehen, die Moos auf den Köpfen hätten, und andre scheußliche Ungeheuer krochen mit ihren kalten Leibern dort unter einander herum. Welch ein widerwärtiges Gewimmel! Seine Phantasie ließ die Decke, die sie kaum etwas gelüftet hatte, wieder niederfallen und schritt

weiter über die Wellen fort... mochte da unten doch sein was da wollte; jeder Mensch war froh wenn es ihn nicht hinunterzog in die grauenhaften Nächte.

Von der andern Seite lag die heiße Sommersonne mit ihrer drückenden Hitze auf den Mauern und Dächern; an dieser aber war dunkler Schatten über und über; kein Sonnenstrahl trocknete das feuchte Gestein, keiner fiel auf das hartlebige Strauchwerk, welches sich der Ungunst der Luft zum Troze dennoch entwickelte.

Daß dem Gefängnisse der Geliebten von dieser Seite schlechterdings nicht beizukommen war, soviel sah er nun wohl klar und deutlich ein; was er aber überhaupt wollte, das wußte er selbst nicht so recht eigentlich zu sagen. „Zu ihr, zu ihr!“ rief eine ungeduldige Stimme in seiner Brust; doch über diesen vorläufigen Zweck hinaus dachte er nichts Bestimmtes. „Aber wie?“ war die nächste Frage, mit deren Beantwortung er seinen Geist beschäftigte. „Wie komme ich hinein?“ fragte er; „es muß doch einen Vorwand geben, welcher die festen Schlösser öffnet und die Riegel sprengt, hinter denen sie gefangen gehalten wird... Soll ich mich als Diener anbieten? Man wird mich nicht nehmen, denn für solche Posten braucht man Leute, auf welche man sich verlassen kann, und nimmt nicht gleich jeden welcher unbekannterweise an's Thor klopft...“

Sinnend stand er eine Weile still. „Nun ja, sie will niemanden sehen,“ fuhr er dann fort; „man läßt ihr des Scheines wegen freien Willen... erfährt sie daß jemand hier ist, welchen sie gewiß gern sähe, wenn er sich zeigte... ja das muß gehen! Sie muß Nachricht bekommen, und befehlt sie in Gegenwart ihrer Leute mich einzulassen... um den leidigen Schein zu retten, wird man ihr nicht widersprechen dürfen...“

Er drehte sich von diesem Gedanken, der wie ein Strahl der Hoffnung in seiner Seele leuchtete, rasch bewegt um, als sein Auge von ungefähr auf eine kahle Felsplatte fiel, welche den Fenstern Theresens gerade gegenüber liegen mußte und die seinen Blicken früherhin entgangen war, obschon der alte Müller und seine Tochter in ihrer Erzählung gerade auf diese Stelle aufmerksam gemacht hatten. Kaum hatte er diese erblickt, so setzte er auch den Fuß vorwärts und arbeitete sich durch das Gebüsch und Geflüste hindurch, bis er zu einem schmalen Steige gelangte, welcher sich am Berge emporschlängelte.

Bisweilen ging es freilich sehr steil bergan, aber er, geübt im Klettern und von der Liebessehnsucht, die sein ganzes Herz erfüllte, gehalten, achtete keine Schwierigkeit, erschrak vor keinem Hindernisse, sondern stieg aufwärts, bis er glücklich auf dem Punkte angekommen war, von wo aus er, in fast gleicher Höhe mit den Fenstern, in diese sehen zu können hoffte.

Von hier aus konnte er die eine Seite des Schlosses

vollkommen übersehen; dort lief der Fahrweg, welcher aus dem Thale bis vor das Thor führte, mehr in gerader Linie dahin, zur Seite war der Steig, welchen die Fußgänger einzuschlagen hatten, wenn sie die Biegungen umgehen wollten, welche die Reiter und Lastthiere machen mußten, um hinaufzukommen bis zum Thore und dessen Schwelle zu betreten. Die Bäume, welche den Schloßberg bedeckten, und die Allee, welche sich von dessen Fuße an bis hinauf zum Thore schlängelte, standen mit ihrem lebendigen Grün im hellen Sonnenlichte; die vergoldete Fahne des Thurmes drehte sich langsam um ihre Spindel und flammte bisweilen herüber zu dem Manne, welcher auf seinem Berge wie auf einer Warte stand und verlangende Späherblicke über das Wasser hinübersendete... sonst regte sich keine Menschenseele in der weiten Umgegend.

Immer noch war die Gardine heruntergelassen, hinter welcher er die Geliebte vermuthete, immer noch stand das andre Fenster offen, durch welches er zu ihr hätte fliegen mögen... die kalten steinernen Wände blickten ihm starr in's Gesicht und ließen die Sonnenstrahlen von sich abprellen, welche auf sie niederfielen wie tausend scharfe Speere; weiter war nichts zu sehen und zu hören.

Starr richtete er die Augen und alle seine Sinne auf das steinerne Gehäuse, hinter welchem das höchste Gut verschlossen war, das seine Seele kannte; da wurde es ihm als ob die

Mauern Leben annähmen, als ob sie sich bewegten und Füße unter sich fühlten... ha, das Schloß legte sich wie ein mächtiges Schiff, das im weiten Meere schwimmt, langsam bald auf die eine bald auf die andre Seite; wollte es nicht die Füße aus dem Boden ziehen, wollte es nicht vorwärts schreiten als wenn es ein Mensch wäre?

Die Verkleidung, welche seine Phantasie dem Gesteine umgegeben hatte, gleitete jedoch vor seinen sehenden Augen an den glatten Wänden herunter und sie standen wieder in ihrer wahren Gestalt vor ihm. Er wäre fast erschrocken, als er die wahre Lage der Dinge sah.

Aber da brachten die Lüfte einen leichten wohlbekannten Ton an seine Ohren getragen. Freudig schauderte er zusammen. „Das ist sie, das ist sie!“ rief er aus; „niemand anders kann diese Weise so singen als sie!“

Er stand da und hielt das Ohr an die sanft bebende Luft, wie Einer der sich damit an eine Mauer legt, hinter welcher er Töne hört, die er so besser verstehen will; aus der Ferne herüber erscholl ein gezogenes sanftes Lied, dessen Refrain jedesmal lauter angeschlagen wurde als die übrigen Zeilen.

Der Zuhörer rührte kein Glied und holte kaum soviel Athem als er unumgänglich nöthig hatte, um ja keinen Tropfen von den flüssigen Silbertönen zu verlieren, welche von den Lippen der lieben Sängerin in seine Ohren träufelten. Als

das Lied zu Ende war, stand er immer noch unverrückt in seiner Stellung, wie Einer welcher die letzten Schwingungen eines Echo's der weiten Ferne, in welcher sie sich verlieren, noch abhören will... dann breitete er die Arme aus und streckte sie nach dem Schlosse hinüber, von welchem aus diese Boten der Geliebten zu ihr gekommen waren.

Ein süßer Taumel ergriff ihn, der Wirbel der Luft drehte ihn im Kreise herum, und er glaubte die Berge um ihn singen an zu tanzen. Nur die Nothwendigkeit hier noch auszuharren, nur die Zeit beruhigte seine Sinne wieder. Er wartete bis es Abend wurde. Die sinkende Sonne warf ihre rothen Strahlen auf die Fensterspiegel, die Schatten wuchsen immer größer und der Mond, der schon am Tage sichtbar über der noch sonnenhellen Erde gestanden hatte, nahm nun allein im weiten Saale des Himmels Platz, in welchen dann auch ein festlich funkelnder Stern nach dem andern getreten kam.

Immer noch stand er auf der Lauer, immer noch schaute er regungslos nach derselben Richtung hin. Wie ein Lichtwagen gleitete der Mondschein auf das Dach herunter und an der Mauer nieder bis er den Boden erreichte; Casanova dachte an kein Nachhausegehen, kein Schlaf kam ihm in die Augen und die Kühle der Nachtlust fühlte er gar nicht.

Die Schloßuhr schlug die späte Mitternachtsstunde an, und hiervon erwachte er aus seinem Hinbrüten. Er sah sich

nach dem Fußsteige um... allein dieser war schwer zu erkennen, denn wenn schon die Sonne kaum durch die dichten Bäume drang, welche ihn je mehr er abwärts sich schlängelte desto dichter überschatteten, so war dieses das schwächere Licht des Mondes noch weniger im Stande. Also tappte der Nachtwandler auf jede Gefahr hin vorwärts; glücklich erreichte er noch den Thalgrund und hier ging die Sache schon eher, denn da war der Fußsteig doch betretener und weniger von Bäumen überdeckt als den Berg herunter.

Erst als der Tag schon wieder im Osten graute, kam er zur Mühle... es wurde gemahlen und ein Licht brannte auch in der Wohnstube. Er trat durch die vorsichtig geöffnete Stacketenthüre in den Hof — der wachsame Hund meldete seine Ankunft sogleich hinein in das Haus, und wie der Ankommende an den Fensterladen geklopft hatte, daß man ihm öffnen sollte, trat Röschen mit der Laterne in der Hand schon zur Hausthüre heraus.

„Ach, es ist schon Tag; ich habe geschlafen!“ redete sie den Freund an; „ich habe viel Angst um Sie ausgestanden.“

„Daß Ihr Euch auch so um uns ängstigt!“ erwiderte er und schlang den Arm nachlässig um ihren Nacken; „laß doch das, mein gutes liebes Kind; Du weißt ja gar nicht was ich werth bin!“

„Was können wir armen Frauen denn weiter für Euch

thun?" rief R ö s c h e n, von seiner Kälte etwas betroffen, mit trauriger Stimme; „wir müssen ja wohl zufrieden sein, wenn Ihr uns nur haben mögt..."

„Sage das nicht, mein liebes R ö s c h e n," sprach er schon wärmer; „Du hast wohl gewacht?..."

„Freilich hab' ich das," antwortete das Mädchen; „der Vater ging zu Bette, mein Bruder ebenfalls; sie meinten, Sie würden schon kommen oder vielleicht gar die Nacht über anderwärts Quartier machen; aber ich hatte keine Ruhe, ich konnte nicht schlafen und mußte aufbleiben..."

„Du liebes, liebes Kind! Ich danke Dir!" unterbrach er sie und drückte einen Kuß auf ihre Lippen, welche sie ihm entgegenhielt; „ich hatte mich bloß verirrt und überdies ein wenig verspätet..."

„Das dachte ich mir!" sprach sie; „ich bin auch in der Nacht hinausgegangen auf die Wege und habe gesucht, das Zeichen gegeben, um meinen lieben Freund zu leiten... aber er ließ sich nicht hören und sehen und ich mußte wohl unrichteter Sache wieder heimgehen..."

„Bist Du mir böse?" fragte er, sie in die Wange knei- pend, um dem Gespräche eine andre Wendung zu geben.

„Wie könnt' ich denn?" erwiederte sie; „aber das garstige Schloß!... o wär' es doch tausend Meilen weit von uns entfernt!..."

„Warum denn?“ fragte er scherzend; „bist Du auf die alten Mauern und den verwitterten Thurm etwa eifersüchtig, kleiner Trozkopf?“

„Ich weiß nicht was ich denken soll,“ lautete ihre Antwort; „aber mir ist es immer als stäke ein Unglück dahinter, wenn ich mir das Gebäude so vor die Seele male; mir ist es immer als müßte es sich zertheilen und ein scheußliches Gespenst träte wie der Kern aus der Schale daraus hervor... das greift mir an die Gurgel mit seinen kalten Knochenhänden und drückt mich bis ich todt zu Boden sinke...“

„Was? was?“ rief er erschrocken; „laß diese Gedanken, ich bitte Dich! Laß sie, und wenn sie kommen, so verscheuche sie wie Fledermäuse und andres scheues Nachtgeflügel; glaube mir, sie werden fliehen...“

„Ach nein, das thun sie nicht,“ erwiederte sie; „schon heute den ganzen Tag ist mir's so gewesen; ich weiß nicht was ich sagen und thun soll, aber ich kann mir nicht helfen.“

„Süßes Engelherz!“ rief er, indem er sie in die Stube zog; „nun sind sie doch vergessen, während ich Dich in meinen Armen halte? Nun kommt doch kein Gedanke von Furcht und banger Ahnung in Deine Engelsseele?“

„Ach, nun ist's anders!“ entgegnete sie, indem sie das erglühende Antlitz an seinen Busen preßte; „hier, hier ist's so heimisch und so ruhig... ach, wenn Du wüßtest...“

Ihre Stimme erstickte unter den heißen Küffen, welche ihr der geliebte Mann auf die durstigen Lippen preßte; jeden Tropfen seiner Liebe trank sie auf wie einen Balsamtropfen, den ihr das gütige Geschick in die verlangende Seele träufelte, und lag ermattend still in seinen Armen.

„Nein, nein, nicht so!“ rief sie, sich mit wahrer Riesenstärke ermannend, als er sich größere Freiheiten erlauben wollte und die Versuche von heute Morgen wieder ansing; „nicht so, mein lieber guter Mann! Sieh, wenn Du wüßtest wie heiß, wie herzinnig ich Dich liebe, würdest Du Dir denken können, welchen Kampf mich's kostet... wenn... vergieb, o vergieb Deiner armen Freundin, welcher das Herz blutet, weil sie Dir so gern gewähren möchte, was sie nicht darf...“

Weinend stürzte sie von ihm hinweg und riß das Fenster auf, um den Laden hinauszustoßen, durch dessen Ritzen und Luftlöcher schon der helle Tag in die Stube schaute; er aber, wohl ahnend was sie im Sinne hatte, sprang ihr nach und hielt sie zurück.

„Und was ist's denn weiter?“ rief er, indem er sie voll glühender Liebe an sein Herz preßte; „lieb' ich Dich nicht mit aller Gluth der Leidenschaft, die je in einer Brust gelodert hat? Liebst Du mich nicht, wie Du sagst...?“

Das letzte Wort betonte er etwas scharf und deshalb fiel sie ihm hastig in die Rede:

„Ach, zweifle nicht an meiner Liebe, theurer Freund!“ rief sie aus; „um des Himmels willen thue das ja nicht! Ich bitte, ich beschwöre Dich, das thue nicht; denn sonst könntest Du mich zwingen etwas zu thun was mich vielleicht unglücklich machen würde...“

„Und welche Leidenschaft nimmt Rücksichten?“ fragte er; „die meinige bricht wie ein wilder Bergstrom durch alle Mauern und Verstecke, mit denen die Verhältnisse mich umzingelt haben, und wirft jegliches Hinderniß zu Boden wie der Sturm ein dünnes Rohr zerknickt, das sich seiner Fluth entgegenstemmt...“

„Wilder Mann mit den ungezügelten Trieben in der Brust!“ rief sie; „was mußtest Du in dieses stille Thal hereinkommen, um den Frieden eines armen Mädchens zu stören, das nichts dafür kann, daß Du ihr so gefällst...“

„Theures Herz, wirklich ich gefalle Dir?“ fragte er schmeichelnd.

„Und sollte ich tausend Eide schwören!“ entgegnete sie, „Du mußt's ja fühlen an meiner klopfenden Brust, Du mußt es sehen am glühenden Auge; und brennen meine Lippen denn nicht wie helles heißes Feuer, wenn die Deinigen daran ruhen?“

„Mädchen, woher hast Du die Sprache?“ fragte er weiter.

„Weiß es Gott, wer mir die Worte eingab! Ich weiß

es nicht!“ rief sie; „alles kommt mir zugequollen und bricht sich Bahn nach außen, als müßte es so sein. — ... Geh Du zu Bette, lieber Freund,“ sagte sie mit plötzlich verändertem Tone; „da ist das Licht und ich will mich auch schlafen legen...“

„Leuchte mir!“ verlangte er.

„Ich? Nein, nein, leuchten nicht; da nimm die Laterne; Du weißt den Weg!“ entgegnete sie.

„Und doch!“ rief er; „sieh, wenn ich Dich darum bitte, thust Du's nicht? Geh' mir, dann hast Du mich auch nicht lieb...“

„Und doch, ich schwöre Dir's mit tausend heiligen Liebeschwüren zu, ich habe Dich lieb,“ rief sie, „aber leuchten laß mich nicht, dazu zwinge mich nicht, und gehe allein zu Bette!“

Die zusammengefalteten Hände hielt sie ihm bittend entgegen und die Stimme, mit welcher sie die obigen Worte sprach, war so weich und kam so aus dem tiefinnersten Herzen, daß er hätte von Stein sein müssen, wenn er auf seiner Forderung hätte bestehen wollen.

„Eigensinn, Eigensinn!“ rief er abgewendet in heftiger Bewegung; „Du sollst ja nicht gezwungen werden; wer will Dich denn zwingen? Aber warum sind Deine Reize so sinnbethörend, daß sie auch den festesten Vorsatz wankend machen?“

Er stand auf dem Punkte wieder umzukehren und von neuem auf sein obiges Anliegen einzulenken, doch konnte er zu

seinem festen Vorsatze kommen; er schwankte eine Weile hin und her wie ein Pendel, den unregelmäßige Stöße in ungewissen Schwingungen erhalten; so stand er mit aufgehobenem Fuße wie zum Ausschreiten da, ohne diesen Fuß wirklich niederzusetzen.

In solchen Tagen giebt ein Sandkörnchen, das in die Wagschale fällt, giebt selbst der Schatten von einer Nebelgestalt, der auf diese Wagschale drückt, den Ausschlag und entscheidet darüber, was der Mensch, dieses Meisterstück der Schöpfung mit freiem Willen und helldenkendem Geiste, dieser eitle Thor, der sich überall zum Herrn der letzten Zwecke dieser Erdenwelt machen möchte, thun oder lassen soll.

In beiden Armen zog es ihn, als sollte und müßte er dieselben der schönen Müllerin um den Nacken legen; es arbeitete in seiner Brust mit aller Macht, um ihn fortzureißen; ein süßliches Gefühl bewegte ihn, von dem die Grundsätze, welche ihn jetzt noch hielten, hinwegzuthauen drohten; sein ganzes innerliches Wesen stand auf dem Punkte der völligen Auflösung.

„Therese!“ rief er mit schneidender Stimme und stürzte auf das erstaunte Mädchen zu, um sie zu umfassen; aber eben jener Name, den er ausgesprochen hatte, als ob er ihm vom Schicksale in den Mund gelegt worden wäre, hielt ihn mitten im Wege auf. Er stand plötzlich da wie angedonnert und

zitterte vor Frost am ganzen Leibe. Ein Eimer kaltes Wasser, den man über ihn ausgegossen hätte, würde nicht abkühlender haben wirken können.

„Therese!“ stammelte er nochmals mit eintöniger halblauter Stimme; dann nahm er das Licht vom Tische und schlich sich zur Thüre hinaus, wie ein Verbrecher den Ort verläßt, welchen er durch eine ruchlose That entweiht hat und sich nicht getraut, hinter sich zu blicken, weil es ihm ist, als müßte seine eigne That jeden Augenblick zum Gespenste werden, das sich vom Boden losreißend hinter ihm her stürzte und ihn packte und sich an ihn anklammerte, um nie wieder loszulassen.

Ganz still stand das Mädchen da und sah ihm nach... aller Muth war ihr gesunken, als sie jenen räthselhaften Namen aus des Geliebten Munde vernommen hatte... der ihrige konnte es zwar sein, aber eine dunkle Ahnung sagte ihr, daß es der einer andern Frau sein müßte. Dieser Name in diesem Tone gesprochen wollte nicht auf sie selbst passen, sie mochte ihn in Gedanken kehren und wenden wie sie immer wollte.

„Aber wer sollte das sein?“ fragte sie sich; „wer war denn diese Zweite?“ Mit der Hartnäckigkeit des Menschen, welcher in seinen eignen Wunden wühlt und einen Schmerzenszuck nach dem andern aufweckt, hing Röschen diesen Gedanken nach. Sie tastete nach allen Seiten umher, aber nirgends wollte sich eine Person stellen, in der sie ihre Nebenbuhlerin

hätte erkennen können. Sie folgte seinen Schritten in die dunkle Nacht hinaus, sie dachte sich, wie er da und dorthin gegangen wäre... plötzlich schweifte sie wieder in die Vergangenheit hinein, die er durchlebt haben mochte... ja was war da nicht alles möglich? Tausenderlei Möglichkeiten hatte sie bei der Hand, jede konnte der widerhafte Angeldrath sein, an welchem sein Herz fest hing, und wenn es auch in ziemlich weitem Spielraume umherschweifen durfte, dennoch nicht völlig los konnte. Jetzt wieder ließ sie diese Fläche auf dem Felde der Zeit hinter sich und eilte wie im Fluge nach der Gegend, wo sie selbst in des Geliebten Nähe mit auftrat. Ach, wie blühte hier alles, wie standen alle Blumen im üppigsten Wachsthum! Es war als wenn die jungen Keime beinahe hörbar unter seinen Fußtritten aus der Erde schössen und im Fluge emporwüchsen.

Dieses volle üppige Naturleben versetzte ihre Sinne schon als bloßes Gedankenbild beinahe in den süßen Taumel der Liebestrunkenheit und dennoch war ein Tropfen Vermuthsast in die duftenden Lüfte geträufelt und darin zergangen, der die Brust heimlich beklommen machte, welche die süßen Lüfte einathmete.

Mitten in diesen schönen Träumen war's ihr doch heimlich so bange und gewitterschwül zu Muth, daß sie zitterte; warum, das wußte sie selbst nicht. Ach, wie oft ist der Him-

mel über uns hell und rein wie der lauterste Kry stall, und doch fühlen wir's schwer wie Blei in unsern Gliedern, doch wankt der Boden unter uns und braut sich das Wetter über uns, damit es im nächsten Augenblicke mit einem Male von unten herauf und von oben herunter schlagen und uns vernichten kann. Das ahnen wir... aber was das heißen will, weiß niemand — wir können bloß das unheimliche Toben und Schütteln fühlen, das unser Herz und ganzes Wesen in solchen Augenblicken zu erfassen pflegt.

Das arme Mädchen stand sinnend eine lange Weile auf einem Flecke; jeder Gedanke ihrer Seele hatte eine andre Weglinie, nach der er hinaus in die Welt schweifte, jeder aber denselben Zweck, die Theres e ausfindig zu machen, deren Name vorhin mit solcher Leidenschaftlichkeit von dem Geliebten genannt worden war.

Mit leichtem luftschnellem Flügel hob sich der Geist über Berg und Thal, überall hin schickte er Späherblicke. Da tastete ein solcher Blick an die steinerne Mauer eines Schlosses... mit ahnungsvoller Aufmerksamkeit blieb er hier länger haften als an andern Dingen früherhin; es war als fühlte er den Pulsschlag des Schicksales hinter jener Steindecke gehen; immer länger und länger tastete er hier herum... ha, wie ein Blitzstrahl leuchtete es in ihre bange Seele:

„Die Dame im Schlosse!“ dachte R ö s c h e n, „die Dame

im Schlosse!" wiederholte ihr Herz mit stummer Zunge, und ein lauter gellender Schrei entfuhr der gepreßten Brust, worauf sie zur Thüre stürzte und das Freie suchte.

Mit thränenfeuchten Augen und von namenlosem Jammer zuckendem Gesichte blickte sie zu seinen Fenstern empor, dann eilte sie mit leisen und raschen Schritten, als ob sie mit ihrem Schmerze von niemandem gesehen sein wollte, in den Garten, wo sie sich mit ihren Blumen und Kräutern beschäftigte, um über diesem Geschäfte ihren Schmerz in etwas zu vergessen.

Nach einem tiefen Schläfe schlug er die Augen verwundert auf und mit den Händen tastete er um sich herum, als suchte er etwas, was während des Schlafes an seiner Seite gestanden und mit ihm verkehrt hätte, ohne daß er es jetzt wiederfinden konnte. Er sprang empor, riß das Fenster auf und legte sich unangekleidet wie er war hinaus, um frische Luft zu schöpfen; ja, die Luft war schon nicht mehr frisch, denn die Sonne hatte schon zu lange über der Welt gebrütet. Er hörte Rösschens Stimme, welche sich in der Hausflur mit irgend jemandem, den er nicht kannte, unterhalten mochte; sogleich zog er den Oberleib wieder in das Zimmer zurück, machte sich die Toilette ein wenig, warf sich in den Schlafrock und so begab er sich in die Unterstube, wo der blinde Greis schon lange in seinem Sessel saß und auf den Gast wartete, um ihn zu fragen, wo er gestern so lange geblieben wäre.

Casanova nahm keinen Anstand die Fragen seines biedern Wirthes zu beantworten, wie es der Wahrheit gemäß war. Rösschen, die ab und zu ging und sich manchmal geflissentlich in der Stube zu schaffen machte, wenn etwas an der Reihe war, woraus sie weiter schließen zu können hoffte, sah traurig genug darein und der Mann, welcher der Urheber dieser Stimmung gewesen war, bemerkte augenblicklich wieviel die Glocke in diesem Herzen geschlagen hatte. Ein langer forschender Seitenblick seines Auges haftete auf ihr; als aber der ihrige dem seinigen begegnete, fuhr dieser letztere erschrocken zurück, als wäre er auf einem Unrechte ertappt worden, und eine dunkle Röthe, deren Gluth er brennen fühlte, überzog sein ganzes Gesicht. Er gerieth mit seiner Erzählung in's Stocken, und es kam so weit daß er vor aller Verwirrung gar nicht mehr wußte wo er stehen geblieben war.

Das Mädchen verstand recht gut was in der Brust des Ungetreuen jetzt vorging, und sie feierte eine Art von Triumph darüber, daß er wenigstens nicht ungestraft, nicht ohne die Bisse der Reue in seiner Seele zu fühlen, an der heiligen Liebe, die er ihr zugeschworen, hatte freveln dürfen. Zugleich lag ja in seiner Verwirrung und in seiner Beschämung ein unwiderleglicher Beweis, daß er dennoch immer noch fest an ihr hing, daß er, war er auch einen Augenblick lang untreu gewesen, schon auf dem Rückwege zu ihr begriffen war, die den lieben

Unkömmling wie einen reuigen Sünder mit offenen Armen zu empfangen und ihn an das Herz zu drücken bereit war, welches im Grunde doch nicht so recht zufrieden sein konnte, wenn es ihn nicht hatte.

„Ja, wo war ich denn stehen geblieben?“ fragte er, nachdem er lange herumgesucht hatte; „richtig ja,“ fuhr er hastig fort, um sich von dem Greise, seinem Zuhörer, nicht wieder irre machen zu lassen, „ich sehe sie noch immer die rothe Sonne, wie sie tiefer und tiefer sank, gleich einer schweren goldnen Kante, die durch ihr eignes Gewicht immer weiter hinabsinkt und den seidnen Mantel nach sich zieht... und wie leuchteten die Fenster und wie strahlten die Kronen der Bäume in ihrem röthlichen Lichte... unten braus'te der Fluß und oben rauschte der kühle Abendwind durch die Bäume... dann kamen die Sterne und der Mond, der sein silbernes Licht über die Welt goß und alles dadurch blasser färbte was am Tage in grelleren Farben gebrannt hatte. Seht, guter Alter, so lag ich mich selbst vergessend lange auf einer Stelle; endlich schlug die Glocke die späte Mitternachtsstunde an, und auf diese Mahnung riß ich mich von dem großen Bilde der entschlummerten Natur los, um auf's Gerathewohl den Pfad nach meiner Heimath aufzusuchen...“

„Sonderbar das!“ rief der Greis lächelnd und fuhr mit der Hand über die Augen, deren Licht erloschen war; „noch

sonderbarer ist, daß Sie sich glücklich zurecht gefunden haben, Herr; ich kenne diesen Weg von früher her... ach, wie laufen die Steige durcheinander! Wer nicht recht bekannt ist, findet sich nicht, er mag machen was er will, es müßte ihn denn das blinde Ungefähr immer richtig führen..."

„Ist bei mir der Fall gewesen,“ erwiderte der Andre.

„Wollen Sie noch frühstücken?“ fragte jetzt Röschen, die sich schon lange gern in's Gespräch gemengt hätte.

„Wenn schön Röschen etwas für mich hat, mit dem größten Vergnügen,“ gab Casanova zur Antwort; „aber, wenn ich bitten dürfte, im Garten oder in der Laube auf dem Hügel, denn dort ist's hübsch kühl... darf ich dorthin vorausgehen?“

Diese Wendung gab er seiner Bitte deshalb, weil er schon lange gemerkt hatte, daß das Mädchen etwas auf ihrem Herzen hatte, was sie ihm anvertrauen wollte. Im Gefühle seines Unrechts beschloß er sie zu trösten, und so führte er die Gelegenheit herbei, die Wunde, welche ihr wehe that, zeigen und selbige von seiner Hand heilen zu lassen.

Sobald Röschen sich beifällig hatte vernehmen lassen, schritt Casanova zur Thüre hinaus und begab sich nach der Insel, welche der Mühle gegenüber zwischen dem Abzugsgraben und dem Flusse lag, dessen Gewässer die Räder in Bewegung setzten.

Das Wasser stürzte weiß schäumend und mit lautem Geräusche von einer Schaufel des großen Rades zur andern und trieb auf diese Weise die Welle um, an welcher inwendig das Kammrad hing. Wie feiner feuchter Staub stieg zugleich das Wasser in die Höhe und schwamm zitternd in der Luft, welcher es eine angenehme Kühlung mittheilte. Nicht weit davon war die besprochene Laube, in welche sich der Jüngling jetzt verfügte.

Jasmin und Selängerjelieber hatten sich zu einem dichten grünen Laubdache zusammengeflochten, Blüthenbüschel waren hier und da wie willkührliche Muster in den grünen Grund eingewirkt, und wo etwa eine lichtere Stelle war, blühten rothe Bohnen, die sich in üppiger Fülle zwischen den Ranken des Buschwerkes hindurchgezwängt hatten.

Ein runder Stein — er mochte früher in der Mühle gedient haben — bildete die Tischplatte, andre Steinblöcke von oblonger Form gaben kühlende Sitze ab, welche freilich keine Lehnen hatten, aber auch nicht dazu bestimmt waren, daß jemand, der's bequem haben oder gar etwa ein Schläfschen machen wollte, sich auf ihnen niederließ.

Der Wartende lüftete das Buschwerk, welches die Laube wie ein dichter Vorhang überdeckte, neugierig mit der Hand; er wollte sehen, ob Rösschen nicht bald käme und was für ein Gesicht sie machte. Er hatte nicht lange zu warten; sie

kam schon im nächsten Augenblicke um die Ecke herum; sie trug einen Handkorb in der einen Hand und einen irdenen Krug in der andern. Ihre Mienen hatten eine zweifelhafte Färbung; sie schwebten zwischen Freude und Schmerz mitten inne, wie ein Tag, welchen bald die helle Sonne durchleuchtet, bald die Finsterniß der Gewitternacht überschattet. Ihre Schritte waren unsicher und ihr Blick zu Boden gesenkt.

So kam sie heran, so trat sie in die Laube herein, nur daß sie hierbei etwas mehr zögerte und sichtbar bewegt wurde.

Schweigend setzte sie den Handkorb auf den Boden und den Krug auf den Tisch. Den erstern öffnete sie und langte daraus das Essen hervor, welches sie immer noch stillschweigend vor den Mann ihrer Liebe auf den Tisch setzte. Als sie damit fertig war, hob sie die Blicke empor und sagte mit einer schlechtgelingenden Verbeugung: „Ich wünsche wohl zu speisen!“ Damit wollte sie sich entfernen.

Casanova, der sie mit Fleiß hatte schalten lassen, ohne sie zu unterbrechen, that es jetzt, indem er, ehe sie wieder in's Freie war, ihren Arm faßte und sie zurückzog.

„Theures Nöschchen!“ rief er aus, indem er die Widerstrebende mit sanfter Gewalt an sich zog, „das ist nicht Dein Ernst!“

„Was denn?“ fragte sie, als hätte sie ihn nicht verstanden.

„Kleine Heuchlerin!“ entgegnete er schmollend; „denkst Du ich durchschaue Dich nicht? Denkst Du ich weiß es nicht, daß Du Dir alle Mühe giebst mich durch Deine Kälte zu Tode zu quälen, und daß Du es recht gut merkst, wie schwer ich Deine Rache empfinde, ohne zu wissen, womit ich sie verdient habe? Und Du fragst noch, Du stellst Dich noch, als hättest Du keine Ahnung davon? O ihr Weiber! Eine ist wie die andre: Taubenunschuld im Gesichte, Schlangenflugheit in der Brust, wißt ihr uns zu leiten und zu lenken, daß wir am Ende doch thun was ihr haben wollt. Höre, Röschen, hast Du mich noch lieb?“

Sie schwieg trotzig still und sah zu Boden.

„Kleiner Trozkopf, auch das noch!“ fuhr er fort; „Röschen, hörst Du nicht? Ich frage Dich, ob Du mich noch ein klein wenig lieb hast? Wirst Du ja sagen, oder willst Du mich der Verzweiflung in die Arme stürzen? Ja, mein theurer Engel, sage ja...“

Er richtete ihren Kopf, den sie niederwärts gesenkt hatte, in die Höhe und schaute ihr mit feurig flammendem Blicke in ihr träumerisch-sehnsüchtiges Auge. Wie dieser Wärmestrahle auf jenen Hohlspiegel austraf, leuchtete er in tausendfarbiger Brechung mit einem Male in die Seele hinein, welche dahinter

war... ein süßes Lächeln, das ihr in diesem Augenblicke auf die Lippen trat, war der Widerschein dieses innern Naturereignisses.

Da er merkte, daß es in ihr schon thauen wollte, versäumte er nichts, was dazu beitragen konnte, die Lüste immer wärmer und reiner zu machen.

„Du bist doch noch das alte liebe Herz?“ fragte er schmeichelnd; „o sage mir, was hast Du gegen mich gehabt, wer hat Dir etwas in's Ohr geblasen?“

„Und wenn ich's nun sage,“ erwiderte sie, „wenn ich nun offen bin, was wird mir's helfen? Ich bin so wie so unglücklich, denn Du verräthst mich doch am Ende und stößest mich von Dir wie eine Bettlerin, von welcher der reiche Freund nichts mehr wissen will, weil er eine Andre gesehen hat, die seiner Liebe würdiger zu sein scheint. Was kann die arme Müllerstochter aus dem verlorenen Thale...“

„Still, still, so sprich mir nicht!“ rief er und hielt ihr den Mund zu; „Du weißt es nicht, wie sehr ich Dich liebe, Mädchen! Keine Ahnung hast Du von meiner heißen Leidenschaft...“

„Aber Therese hat wohl eine Ahnung davon? Wie, hat sie eine?“ fragte das Mädchen spitzig und leidenschaftlich fast bis zum Borne. „Was wirst Du blaß, was bist Du so verwirrt? Verräther, hab' ich Dich? Hab' ich Dich ertappt?“

Sieh, wie Du zitterst, und doch ist's bloß ein Wort gewesen, das ein schwaches Weib mit ihren schwachen Lippen ausgesprochen hat!"

„Nein, nein, es ist nichts!“ rief er außer Athem; „verlaß Dich darauf, gar nichts ist es; wenn ich Dir's sage, es ist gar nichts...“

„Das mache Du einer Andern glauben, guter Freund,“ lachte das Mädchen mit furchtbarem Hohne, aber zugleich in einer Aufregung, welche den gewaltigen Kampf, der in ihr vor sich gehen mußte, nur zu deutlich verrieth.

„Cherees Mädchen!“ rief er, indem er weinend an ihrem Halse hing, „zerreiß mir das Herz nicht, ich bitte Dich, ich beschwöre Dich; Du sollst alles wissen; ich lasse Dich nicht, ich setze alle Seligkeit in dieser und in jener Welt zum Pfande, aber sei nicht grausam, sei's nicht, ich bitte Dich...“

Sein leidenschaftliches Flehen war so innig, die Stimme, mit der er diese Worte sprach, klang so wie aus dem Herzen, daß die Zürnende weicher wurde. Sie wollte sich abwenden, aber er hielt sie zurück; sie wollte zürnen, aber sein bittender Blick traf diesen Vorsatz und derselbe zerschmolz unter jenem warmen Strahle wie Eis unter dem der warmen Frühlingssonne.

„Und welches von uns Beiden ist denn das Grausamste,“ fragte sie unter Weinen und Schluchzen. „Ich armes Mädchen hänge mit aller Innigkeit des Gefühles an Dir Bösewicht,

der mir mein Herz gestohlen hat; ich gebe mich diesem unwiderstehlichen Gefühle gänzlich hin, bis ich nicht mehr los, bis ich nicht wieder umkehren kann, und träume mir ein glückliches Leben, das ich in Deinen Armen verleben will... Du aber verräthst mich, Du kennst außer der meinigen noch eine andre Liebe, die Du mir verschwiegen hast und die doch unter der gleißenden Decke Deines Herzens noch fortbrennt wie ein verrätherisches Feuer... O geh, geh mir mit Deiner ewigen Liebe, von der Du redest, ohne daß Dein Herz etwas davon weiß! Früher oder später wirfst Du mich doch von Dir wie ein Spielzeug, dessen Du überdrüssig bist..."

„Mädchen, wer hat Dir das eingeblasen?“ fragte er; „woher hast Du diese Gedanken?“

„Oder sollte ich's etwa nicht merken,“ fuhr sie fort, „denkst Du ich habe es Deiner Stimme nicht augenblicklich angefühlt, daß eine gewisse Theresie Dir unendlich mehr gilt als das arme Mädchen, welches gleich einem bescheidenen Veilchen in unscheinbarem Grase blüht und es kaum wagen darf zu der stolzen Georgine emporzublicken, welche auf hohem Stengel prangt, aber doch geruchlos ist?..."

„Und wenn ich Dir nun sage,“ unterbrach er sie, „daß alles das grundlos ist, daß Du völlig im Irrthume bist, wenn Du glaubst..."

„O still, still, ich bitte Dich, rede mir nichts vor!“ rief

sie wieder und ließ die hellen Thränen, wie sie gequollen kamen, ungehindert über die Wangen rinnen; „immer verlaß mich, immer geh zu Deiner stolzen Schönheit! Mag ich mich zu Tode härmen, was kümmert's Dich, der Du ja nur deshalb hierher gekommen bist, um ein armes Geschöpf, das in Deine Neze ging, unbarmherzig zu tödten! Denken werd' ich freilich an den lieben Freund, den ich verloren habe, auch wenn er mich verlassen hat, und hassen werde ich ihn nicht können, weil ich ihn einmal liebe. Aber wenn ich wie die verwelkte Blume in's Grab sinke, werde ich sagen: Recht war's nicht von ihm; Gott vergebe es ihm, und er lebe glücklich!“

„Engel, Engel, vergieb, vergieb mir meine Schuld!“ rief er mit dem vollsten Ausdrücke der Liebe; „was ich gesündigt habe, soll tausendfache Reue von meiner Seele waschen! Gott im Himmel vergiebt ja reuigen Sündern und der schönste Engel, den er geschaffen hat, sollte seinem Beispiele nicht folgen?“

„Wenn ich Dir trauen dürfte, ach, wie gern thät' ich's!“ erwiderte sie beruhigter, aber immer noch stockend.

„Traue mir, traue mir ganz!“ rief er wie oben; „sieh, wem willst denn Du auf dieser weiten Erde trauen, wenn nicht dem, den Dein Herz am liebsten hat, dem, der Dich wieder liebt mit aller Gluth seiner Seele und welcher sein Leben für Dich läßt, wenn es nöthig ist...“

„Aber versprich mir auch...“ stotterte sie erröthend.

„Was, was soll ich Dir versprechen, liebes Herz? Rede, rede!“ rief er freudig und rasch, bereit zu jedem Schwure der Liebe.

„Daß Du mir treu sein willst... ganz, ganz mein lieber Mann sein und an keine Andre denken willst...“ sagte sie voll Lust und Feuer; „steh, lieben mußt Du mich vom Grunde Deines Herzens, und beständig muß Deine Flamme sein, nicht wie das flüchtige Strohfeuer, welches nach einer Stunde verlöscht und keine Spur hinter sich läßt, weil der Wind auch die Asche von der Stelle weggeweht hat, auf welcher es eine kurze Weile gebrannt hat... nein, nein, so darf die Liebe nicht sein; die muß brennen für eine Ewigkeit, die muß sich nähren vom Saft des Lebens selbst...“

„Verlaß Dich auf mich!“ erwiderte er fest und zuversichtlich; „ich verrathe Dich nicht; wie könnte ich das dem sanften Taubenaugen thun, das mir so sehrend bis in die tiefste Seele blickt? Nein, nein, das geht ja nicht, das kann nicht gehen... Aber Du hältst immer noch etwas hinter dem Berge, Du hast noch nicht alles gesagt, was Du auf dem Herzen hast... heraus damit, Liebe!“

„Wer jene Therese ist, muß ich wissen,“ sagte sie.

„Die? hm... ja, die ist allerdings eine frühere Geliebte von mir,“ rief er stockend.

„Siehst Du, ich dachte es!“ sagte sie; „und so gut Du die verlassen hast, kannst Du mich auch verlassen...“

„Nein, höre mich!“ erwiderte er; „ich wollte mit ihr entfliehen, um jenseit des Meeres in einem andern Welttheile mit ihr zu leben; ich erwartete sie zur bestimmten Stunde, ich warte bis es Tag wird, sie kommt nicht; ein Andern ist ihr Gemahl und ich habe kein Recht mehr auf sie... das ist diese Theresie, welche Deinen Freund verrathen hat, während Du glaubst, er habe sie verrathen.“

Das Mädchen athmete auf, als sie diese Worte vernahm; die froheste Botschaft, welche man ihr hätte bringen können, hatte sie so eben aus dem Munde dessen vernommen, den sie so gern von jedem Verdachte freigesprochen hätte, wenn nur irgend ein scheinbarer Grund für seine Unschuld auffindig zu machen gewesen wäre.

Sie jubelte innerlich vor Freude und drückte seine Hand mit der ihrigen fest zusammen, um ihm für diese größte Wohlthat ihren stummen tiefgefühlten Dank zu sagen. Und glaubt mir nun meine liebe Freundin?“ fragte er liebevoll lächelnd.

„Sie muß wohl,“ erwiderte sie; „was will ich denn machen, wenn Du mich hintergehst? Ich kann nicht in die Vergangenheit sehen und jede Spur Deiner Fußtritte auffuchen, so wenig ich für die Zukunft stehen kann... ich glaube bloß an Deine Liebe und der Glaube soll ja nicht zu Schanden wer-

den lassen... Aber iß und trink!“ setzte sie hinzu, und laß Dir's schmecken, mein lieber Freund; „ich bliebe gern noch länger, allein es könnte auffallen, und drum laß mich gehen; ich will die Wirthschaft besorgen. Leb' wohl, ich höre meinen Bruder kommen!“

Mit diesen Worten sprang Röschen davon und ließ den Geliebten allein. Dieser machte sich eben über seine Mahlzeit her, als der gute Hans, den die lange Weile plagte, ohne daß er Lust hatte sie durch Arbeit zu vertreiben, herangeschlenbert kam. Er war im größten Negligé und pffiff sich ein Liedchen. Die Hände hatte er auf den Rücken gelegt und die Augen waren bloß halb offen wie immer, weil er zu faul war sie zu öffnen, denn er konnte auch so sehen was er zu sehen brauchte.

„Geda, Hans!“ rief ihm der Frühstückende aus der Ferne zu.

Hans rückte den Kopf etwas in die Höhe und sah sich unentschlossen um, von woher der Ruf gekommen wäre, der ihm gegolten hatte, wie er ebenso richtig als nach seiner Meinung scharfsinnig vermuthete.

„Lieber Freund, komm doch einmal her!“ wiederholte dieselbe Stimme, ehe Hans einen Schritt weiter gethan hatte, zum zweiten Male. Zugleich trat der Fremde, welchen derselbe erst mit in die Mühle gebracht hatte, aus der Laube heraus

und zeigte sich. Nun war allen Zweifeln ein Ende gemacht und Hans schlenderte in gewohnter Gemächlichkeit, mit wahren Galgenschritten, wie man sagen könnte, auf den Rufenden zu.

„Was machst Du denn so, mein guter Hans?“ fragte der Andre.

„I nun, nicht viel! antwortete Hans.

„Vielmehr gar nichts!“ verbesserte jener lachend; „Du führst doch ein wahres Fürstenleben.“

„Wenn ich nur ein Fürst wäre!“ rief Hans mit einigem Stolze; „ich wollte schon...“

„Na, laß das gut sein,“ tröstete der Spötter; „Du bist ja Müllers Hans und das ist schon genug. Sag’ mir einmal, hast Du Deine Schwester nicht recht lieb? Ein herrliches Mädchen ist sie!“

„Ja wohl!“ erwiderte Hans verdrießlich, „die Küche schließt sie zu und schneidet Einem jeden Bissen vor; das ist die Rechte!“

„Sie mag Dich nicht in der Küche leiden, nicht wahr, das ist’s was Dich verdrießt?“ fragte jener.

„Das soll auch einen gefühlvollen Menschen nicht verdrießen!“ rief Hans voller Entrüstung; „meine Mutter, selige, die war eine andre Frau... aber wart’ nur, komm Du mir nur wieder, ich will Dich schon...!“

„Was willst Du denn, Hans?“ fragte der Andre.

„Das sag' ich nicht,“ lautete die Antwort; „sie wird aber schon kommen...“

„Höre, Hans,“ fragte Casanova lachend von neuem, „wolltest Du mir wohl einen Gefallen thun?“

„Wenn ich kann, recht gern,“ antwortete Hans mit sichtbarem Verdrusse; „ich bin meinen Nebenmenschen gern gefällig.“

„Ja, Du kannst. Du sollst nämlich diesen Mittag meine Portion für mich aufessen, weil ich einen Ausflug in die Umgegend machen will, und Deiner Schwester sagen, daß sie mit dem Abendessen nicht auf mich warten soll. Auch zu Abend sollst Du meine Portion verzehren. Willst Du das thun?“

„Von Herzen gern,“ rief Hans mit großen Augen; „das kann ich ja wohl... und reisen Sie in Gottes Namen; der liebe Gott behüte Sie!“

„Wo ist denn Deine Schwester jetzt?“ fragte Casanova, der Wohlthäter des guten Hans.

„Sie ist im Garten und blättert Salat,“ antwortete derselbe gleichgültig.

„Halt, da muß ich mich anziehen!“ rief jener schnell aufstehend; „bleib Du indessen hier, und wenn Du Appetit bekommst, so lange immer zu, ohne Umstände zu machen...“

Er schlich sich unbemerkt in's Haus, kleidete sich an, und ebenso unbemerkt gelang es ihm wieder herauszukommen. So-

fort nahm er von seinem gemüthlichen Freund, welcher sich über das Essen hergemacht hatte, Abschied und eilte quersfeldein über die Wiese, welche auf der linken Seite des Flusses sich dahin dehnte. Vorsichtig stahl er sich hinter den Weidenbäumen fort, mit denen die Wassergräben besetzt waren, welche die Wiese bewässerten. Röschen war im Garten und sollte ihn nicht sehen, weil er ihr nicht wissen lassen wollte, welche Richtung er bei seinem Ausfluge eingeschlagen hätte.

Er entkam auch glücklich aus dem Bereiche, welchen ihre Augen vom Garten aus bestreichen konnten, obgleich er obige Vorsicht nicht nöthig gehabt hätte, denn Röschen war, außerdem daß sie auf den Salat und ihre Hände sehen mußte, zu sehr mit sich und ihrem stillen Glücke beschäftigt, als daß sie für eine andre Sache noch Aufmerksamkeit übrig gehabt hätte.

Welchen Weg er einschlug? Welches das Ziel seiner Reise war, daß er die Mühle mit dem stillen bescheidenen Kinde hinter sich ließ, welches sich harmlos in einigen abfallenden Strahlen dieser Sonne wärmte? Das Schloß, das Schloß war es, wonach all sein Sinnen stand; denn dort war der Brennpunkt, in welchem alle Strahlen seines Herzens sich sammelten... dort wußte er Theresen.

Große Wolkenschatten zogen mit Riesenschritten über die Erde; sie kehrten sich nicht an die Berge, über Thal und Fluß waren sie mit leichter Mühe hinweg; der Mann, welcher unten

auf der Erde seinen Weg zog, war gegen solche Riesengestalten ein winziger Zwerg, aber er schritt doch feck einher und als würde er von einem Verlangen getrieben, das mit rastloser Hast in seinem Innern arbeitete.

Dort lag endlich das Schloß auf einem Berge vor ihm, dort war das Thor, über dessen Schwelle der Weg zur Geliebten ging, daß man es hätte mit den Händen erreichen können... wie klopfte sein Herz in volleren Schlägen, als er seine Blicke auf das altersgraue Bauwerk richtete, in welchem Theresese versteckt war wie ein köstliches Kleinod in der festen Truhe!

Je höher er bergaufwärts stieg, desto banger und voller klopfte sein Herz. Kam er doch der verhängnißvollen Schwelle mit jedem Schritte näher; und wenn er nun daran stand, wenn er bis an die Mauer gekommen war, in welcher sich das Eingangsthor befand, was stand ihm dann bevor? Wer konnte das wissen, wer es sagen! Die schwellende Angstfluth trat beinahe über und jeder ruhige Entschluß stand im Nu unter Wasser, wenn er in der Seele des Kundschafters aufsteigen wollte. Derselbe hatte auf den kürzern Fußsteig, der neben dem Fahrwege herlief und nach dem Schloßthore führte, gar nicht geachtet, sondern war in seiner Zerstreuung auf der breiten aber unbequemen Straße für Reiter und Fuhrwerk geblieben; so gewann er längere Zeit, um sich die Gebäude, die

er vor sich sah, ohne daß es auffiel, wenn man ihn etwa aus einem Fenster bemerken sollte, gemächlich zu betrachten.

Schon von fern bemerkte er, daß das Thor offen stand und die alterthümliche Zugbrücke heruntergelassen war. Als er näher kam, überzählte er anscheinend zum Zeitvertreibe die Schwalbennester, welche diese Vögel aus gelbem und schwarzem Schlamm an der Wohnung, die von Menschen und für Menschen erbaut worden war, nach der Reihe angehängt hatten. Jung und Alt dieses lustigen Völkchens gleitete zwitschernd durch die Luft; die einen setzten sich auf die Firsten, die andern schossen wie Pfeile in plötzlichen Biegungen thalwärts... das Schloß stand ruhig mitten inne wie ein Riese in einem Schwarme Bienen, der summend um ihn herfliegt. Weder an den Fenstern noch unter dem Thore ließ sich ein Mensch sehen.

Nun setzte der Bauer seinen Fuß auf die Fallbrücke... er schaute neugierig in den tiefen Wallgraben hinunter, der sich nach beiden Seiten ausdehnte, links nach dem Flusse zu, rechts ab um das Schloß herum und ebenfalls bis an das Wasser lief, allein nicht mit diesem feuchten Element angefüllt das jeden schwerern Körpern in sich begräbt, sondern mit Schilf und grobem Gras bewachsen.

Immer noch störte die Stille, welche alles ringsumher athmete, weiter niemand als der Mann, der sich jetzt anschickte in den krummen mit hohem Steingewölbe überdeckten Thorweg

einzutreten. Hier wehte ihm eine kühle Kellerluft entgegen, daß er aus Furcht, er möchte sich, da er vom Bergauffsteigen heiß geworden war, leicht erkälten, stehen blieb und Athem schöpfte. Anfänglich war es ihm vorgekommen als herrschte in dem langen Gange, der sich vom Thore aus unter dem Vordergebäude hinzog und bis in den Hofraum führte, stockfinstere Nacht; aber als das durch den hellen Sonnenschein verwöhnte Auge nur erst einige Zeit mit dem blässeren Lichtschimmer, der hier herrschte, vertraut geworden war, erkannte er, daß man noch recht leidlich hier sehen könnte, ja wenn es darauf ankommen sollte, vielleicht im Stande wäre sogar im Buche zu lesen.

Er glaubte sich hinlänglich abgekühlt und demnach schritt er ohne Bedenken weiter, entschlossen es darauf ankommen zu lassen was das Geschick über ihn verhängen würde. Jeder Fußtritt schallte laut an den Wänden wieder; wie leise er auch auftrat, ganz unhörbar konnte er seine Schritte nicht machen.

Endlich gelangte er nach mancher Windung und Krümme des überwölbten Weges, die er hatte zurücklegen müssen, wieder an das hellere Tageslicht. Ein viereckiger Hofraum nahm ihn auf; allein hier war die Luft ebenfalls feucht und kühl, denn die hohen Gebäude, welche sich ringsum an einander schlossen wie aus einem Gusse, hinderten die wärmende Sonne mit ihrem Strahle bis in die Tiefe zu dringen. Vom Dache

konnte man bloß den untern Theil sehen, der zunächst auf der Mauer auflag, denn die Gebäude waren zu hoch und der Raum, den sie einschlossen, zu eng als daß der Beschauer weit genug hätte zurücktreten können.

Raum hatte der Fremde drei Schritte vorwärts gethan, als ihm ein Mann von kräftiger Gestalt, obschon mit einem langen weißen Barte, entgegentrat und ihm eine Fellebarde vorhielt. Dieser Mann war niemand anders als der Thorwächter, welcher angewiesen war, auf jeden, der in das Schloß wollte, das schärfste Auge zu haben.

„Halt!“ rief der Graubart dem Unbekannten entgegen, „hier tritt man nicht so mir nichts dir nichts ein! Was habt Ihr hier zu suchen, guter Freund?“

Erschrocken trat der Gefragte etwas auf die Seite und mit einigem Unwillen im Gesichte erwiderte er:

„Was ich hier zu suchen habe? Ich werde Euch ja wohl nicht bestehlen oder das Haus über dem Kopfe anbrennen, daß Du mir so entgegentrittst.“

„Kann alles sein,“ beharrte der Andre auf seiner Meinung, „aber ich soll und muß einmal auf jeden, der hier aus- und eingeht, invigiliren; so hat's die gnädige Herrschaft befohlen und so muß ich thun, wie's einem treuen Diener zukommt...“

„Nun, ich will das Schloß besehen,“ rief der Fremde;

„ich reise im Lande umher, und wo mir ein alter Rittersitz aufstößt, den besuche ich, das kann man doch wohl...“

„So? Und bist ein Bauer...“ spottete der Thorwärter;
„Bauern pflegen doch sonst eben nicht auf Reisen zu gehen sondern lieber auf ihrer Scholle zu bleiben, he?“

„Was kannst Du aber dagegen haben, wenn einmal ein reicher Bauerssohn auf den Einfall kommt, in einen Sack voll Geld hineinzugreifen und daraus eine oder zwei Hände voll harter Thaler in die Tasche zu stecken, die er verreisen will?“ entgegnete der Andre schon dreister; „ich will doch sehen ob Du mich davonjagst wie ein grober Glückspilz den armen Bettler und den verächtlichen Hund von seiner Thüre stößt, oder ob Du mir erlaubst, ein paar Schritte in diesem Schloßhose herumzuspazieren... He?“

Bei diesen Worten klimperte der Sprechende sehr vernemlich mit den Geldstücken, womit er seine Tasche gefüllt hatte, und dieser verführerische Ton hatte die natürliche Folge, daß der Thorwächter geschmeidig schmunzelte. Der Verführer witterte schon die Gedanken und Gefühle des Mannes wie warme Lüfte aus der Ferne; er mußte innerlich lachen, äußerlich aber zwang er sich in den gemessensten Ernst. Er hörte auf mit Klimpern und faßte sein Gegenüber scharf in's Auge.

Der Thürhüter ließ die Hellebarde allmählich sinken, die er bisher dem Andern vor das Gesicht gehalten hatte.

„Nun,“ stotterte er zögernd, „es wäre zu überlegen. Ich soll allerdings keinen Fremden in das Schloß lassen, das ist richtig; aber warum? Weil dieser oder jener Schaden anrichten könnte, weil es sich ferner vielleicht treffen könnte, daß er der gnädigen Frau begegnete, welche nun einmal nicht jedes Gesicht sehen will.“

„Das mag schon richtig sein,“ fiel ihm der Zuhörer ungeduldig in die Rede, „aber Du mußt nur bedenken, erstlich solche Leute sollst Du nicht einlassen, die verdächtig aussehen, und zweitens keine solchen, deren Anblick der gnädigen Frau mißfallen könnte. Nun glaube ich aber doch, daß ich weder verdächtig aussehe noch auch so häßlich, daß sich die gnädige Frau etwa scheuen müßte, wenn sie mich sähe... Bin ich denn nicht ein ganz leidlicher Bursche, der einer Frau, die zwei gesunde Augen hat, wohl gefallen muß?“

„Freilich wohl,“ erwiderte der Wächter; „aber der Teufel traue! Es sieht Mancher aus wie die liebe Unschuld selbst und ist vom Hause aus doch der schlechteste Mensch, den es geben kann.“

„Ach, was da! Was faselst Du da!“ unterbrach der Fremde diese Bedenkllichkeiten; „mache keine Umstände weiter; ich denke, wenn ich Dir so eine halbe Hand voll Silberstücke in die Tasche rutschen lasse, kannst Du mich schon eine Weile herumgehen lassen; nachher bin ich wieder fort und keine Seele

erfährt von dem ganzen Handel eine Sylbe. Du mußt nur annehmen, daß niemand meine Fußstapfen auf dem Pflaster ausspüren wird und von meinen Blicken bleibt an Dächern und Wänden doch auch nichts kleben, was als eine Spur meines Hierseins Deine Gutmüthigkeit verrathen könnte. Hab' ich nicht Recht? Da, nimm!"

Der Wächter hatte die Hand schon krumm gemacht und steckte die Silberstücke, welche ihm hineingefallen waren, behutsam in die Tasche.

„Bleibt nicht zu lange! Es ist ja nicht viel zu sehen weiter!" redete er den Fremden mit leiser Stimme an; „ich will wieder in meine Wächterstube gehen und thun als schliefe ich... der Kammerherr wird ja nicht gleich wiederkommen..."

„Wo ist denn der Kammerherr?" fragte der Fremde.

„Im Walde; wird wohl wieder Vögel fangen," gab der Gefragte zur Antwort; „und da bleibt er allemal bis es Abend wird."

„Da bin ich schon wieder fort," tröstete ihn Casanova zuversichtlich; „habe nur keine Angst, alter Freund!"

Somit schritt er auf's Gerathewohl in den Hofraum hinein.

Bis an's Mittelgebäude war er gekommen und blickte sich schon verdrießlich nach allen Seiten um, wie er weiter vordringen könnte, denn er verzweifelte beinahe am Erfolg dieser

seiner ersten Expedition, weil er bis hierher schlechterdings keine Spur von der Geliebten hatte entdecken können. Ein zweites Thor zeigte sich dem Spähenden jetzt hinter einem Vorsprunge, welchen die Mauer des Gebäudes machte... es war niedriger als das erste, aber heller, denn es ging mehr in die Breite und überdies war das Gewölbe auch nicht eben lang, so daß das Licht von beiden Endseiten bequemer eindringen konnte.

„Hier muß es sein!“ rief der Fremdling aus gepreßter Brust; „der Weg führt zum Ziele oder keiner sonst!“

Der eigentliche Schloßhof, welcher jenseit dieses bedeckten Ganges lag, war bedeutend größer als der erste, welchen man mehr als Vorhof zu betrachten hatte. Im zweiten standen Bäume, sprudelte ein Springbrunnen sein Wasser in die Luft, hier schien auch die Sonne und alles war so freundlich, daß es einem gefühlvollen Menschen nicht anders als wohllich zu Muth werden konnte.

Casanova stand eine Weile still und sondirte mit den Augen nach allen Seiten; wie behende Schieferdecker kletterten seine Blicke auf den Dächern umher, mit seinen Gedanken stach er in die Luft hinein, um die Richtung auszufühlen, in welcher Theresens Wohnzimmer zu suchen wären.

„Hier,“ sprach er halblaut bei sich, „hier ist die Wasserseite... der Winkel, der sich dort einbiegt, tritt auf der andern Seite scharf hervor... so sah ich ihn vom Berge aus...”

erste, zweite, dritte Fensterreihe... die Gestocke müssen doch von außen und inwendig gleich sein... fünftes, sechstes, siebentes Fenster... das ist's! ich hab's! und dort die Thüre führt zu ihr!"

Hastig schritt er auf die Thüre los. Sie stand offen. Unbekümmert um das was hinter ihm lag, trat er ein, sah weder rechts noch links, sondern stieg eine steinerne Wendeltreppe, die ihm gerade gegenüber lag, hinauf in's erste, dann in's zweite, dann in's dritte Gestock. Die langen Gänge, welche hier nach beiden Seiten ausliefen, waren hell, denn große Fenster ließen das Licht, wie es vom Himmel niederströmte, in das Gebäude herein; diese Fenster waren Meisterstücke von Glaserarbeit und einige Flügel derselben enthielten kostbare Ueberreste der Glasmalerei, jener Kunst, welche die ältere Zeit bis zu einer Vollkommenheit ausgebildet hatte, von der jetzt keine Rede mehr sein konnte. Auf der andern Seite hatte der Suchende bloß die leeren Wände, in welchen Thüren wie zu Zellen angebracht waren.

Aber welche von diesen Thüren führte nun zu ihr? Das war die Frage, die er sich nicht beantworten konnte. Er legte das Ohr an ein Schlüsselloch... sah in eine leere Stube... gegenüber hatte er ein hohes Fenster vor den Augen, auf das die heißen Strahlen der Sonne fielen... er schlich sich auf den Behen zu einer zweiten, dann zu einer dritten Thür... nichts

war zu entdecken, nicht einmal ein Glied des Hofgesindes ließ sich sehen, das freilich aus der sehr einfachen Ursache, weil das Hofgesinde auf einem andern Flügel des Schlosses einquartirt war und die strengste Weisung hatte, diesen Flügel, wo Casanova jetzt herumspionirte, nur zu betreten wenn es ausdrücklich gerufen worden wäre. Dieser Umstand war jedoch unserm Helden gänzlich unbekannt und deshalb kam ihm in seiner schauerlichen Einsamkeit ein unheimliches Grauen an. Nur der Kammerherr, eine Kammerfrau und ein Kammermädchen hatten ihre Wohnung in dieser Region, und Theresese, die Hauptperson welche noch zu diesen Dreien kam, hatte den beiden Letztern die Erlaubniß gegeben sich im Garten zu ergehen, während der Erste aus eigener Machtvollkommenheit so frei gewesen war, sich zu seinen lieben Vögeln in den Wald zu begeben.

Entschlossen das Neueste zu wagen, setzte Casanova seine Nachforschungen fort. Er probirte endlich eine Thüre, die aufging; er trat in ein helles Zimmer, aber es war leer bis auf das Meublement, welches deutlich zeigte, daß hier nicht bloß ein Mensch im allgemeinen sondern ganz insbesondere eine Frau wohnen mußte, die in weiblichen Arbeiten sehr geschickt und geschmackvoll sich versuchte.

„Nichts, nichts und wieder nichts!“ rief er aus, als er sich hier umgesehen hatte; „ach, bin ich denn der unglückliche

Fisch, den man aus seiner freien Wasserfluth herausgefangen und in einen engen Behälter gesetzt hat? Das arme Thier! Mit seinem Kopfe versucht es an allen vier Wänden, ob es einen Ausweg finden kann... keiner, keiner ist zu finden und es muß in seinem Gefängnisse bleiben."

Er verließ dieses Zimmer wieder und wußte selbst nicht wie er weiter bis zur letzten Thüre gekommen war, welche im Gange quervor stand. Er riß sie auf... Ein Schrei schallte ihm entgegen... mit einem lauten Schrei taumelte er selbst erst zurück, dann stürzte er vorwärts... Es war eine kleine Capelle, die er betrat, und Theresese, seine Theresese, die er suchte, die er verloren hatte, seine theure Heilige lag ihm in den Armen.

„Ach, bist Du's auch, mein theurer Freund?“ fragte sie, welche die Sprache zuerst wiedergewonnen hatte und schaute ihm in's Gesicht. Dann betrachtete sie seine Kleider, befühlte seine Hände, streichelte seine Wangen... „Ja, Du bist's, Du bist's! Es ist kein Traum!“ rief sie endlich, indem sie sich wie in den ersten Tagen ihrer Liebe leidenschaftlich an ihn preßte.

„Ich bin's!“ rief er sich aufrichtend; „es ist keine Täuschung... Und Du kamst ja nicht! Ich habe lange gewartet, gewartet bis an den frühen Morgen...“

„Vor wenig Augenblicken war mir's als müßte sich jemand nähern!“ rief sie, als ob sie die letzten Worte nicht gehört

hätte; „es lag etwas in der Luft... mir ward's so froh und bange... ich hörte Fußtritte, ich sah im Geiste eine Gestalt auf mich zutreten, aber in's Gesicht konnte ich ihr nicht sehen, nicht erkennen konnte ich wer's wäre... Du bist's, Du, mein lieber, lieber Mann!... Ich nahm die Perlschnur vom Halse — da liegt sie auf dem Buche — ich hätte die Krause auch abgebunden — damit die beklommene Brust nur freier auf und niederwogen könnte — da fällt ein Lichtstrahl blitzend in die Nacht der Ungewißheit herein, mein lieber Freund macht die Thür auf, mein lieber Carlo fliegt in meine Arme... nun hab' ich Dich...!“

„Aber, Theure, was nun beginnen?“ fragte er; „weshalb kamst Du nicht?“

„Konnt' ich denn?“ entgegnete sie schmolend und zärtlich zugleich; „wozu mir diese Vorwürfe? Glaubst Du nicht, ich wäre mit Dir durch die Welt gegangen, wenn unser Plan nicht auf irgend eine unbegreifliche Weise entdeckt und dann vereitelt worden wäre? Eines Morgens früh hatte ich mir vorgenommen, einen Ausflug zu machen... ganz höflich setzt sich der Fürst selbst, da er zufällig vorüberkam, mit in den Wagen; wir fuhren rasch zu... Als die Pferde müde waren, wurde angehalten; sogleich spannte man zwei andre ein... es waren Schnellläufer wie man selten welche findet. Ich werde bedenklich, ich frage was das heißen soll, wohin man mich führen

will. — Es ist ein improvisirter Spaß! — wird mir geantwortet, weiter kann ich nichts aus meinem Gesellschafter herausbringen. — Sie werden mit mir zufrieden sein, — sagt er lächelnd, als ich ihn unter Thränen beschwöre umkehren zu lassen; aber er läßt nicht umkehren; immer vorwärts geht's in rasender Eile und wir halten vor einem Schloßthore, als der Abend graut; wir steigen ab; mit aller Höflichkeit bietet mir mein Begleiter den Arm. — Soll das mein Gefängniß werden? — frage ich ihn bleich vor Schrecken, als wir unter Fackelbeleuchtung den dunkeln überwölbten Gang durchschreiten. — Mit nichts, Liebe! — giebt er mir zur Antwort; — aber um Ihrer selbst willen folgen Sie mir ruhig wohin ich Sie führe; lassen Sie sich keine Sylbe gegen Ihre Umgebung merken... zu seiner Zeit werde ich Sie aufklären, — flüsterte er mir zu, so daß es der Vorleuchter nicht verstehen konnte. Als wir in einem anständig meublirten Zimmer allein mit einander waren, entdeckte er sich mir. — Sie haben Umgang mit einem jungen Manne, — sagte er mit einer mir damals unerklärlichen Milde, — vertrauteren Umgang, Madame, als sich wohl vor dem Gesetze rechtfertigen lassen dürfte... — Um aller Heiligen willen, mein strenger Richter, — rief ich auf die Knie sinkend und mit beiden Armen die seinigen umklammernd aus — tödten Sie mich nicht! Ich will ja Buße thun, aber tödten Sie mich nicht, bis ich der unschuldigen Frucht unsrer Liebe

das Leben gegeben habe; dann will ich das liebe Engelkind noch einmal ansehen, es noch einmal küssen und ihm von der heißen Muttermilch aus meiner Brust zu trinken geben... ist das vorbei, so lassen Sie der armen Mutter den Kopf abschlagen und sie in ein stilles Grab ganz allein legen, dahin wo arme Sünder schlafen... — Sie sind Mutter? — fragte der Fürst mit einer Freude, die ich ebenso wenig begreifen konnte als sein ganzes bisheriges Betragen; — dann ist's gut. Ueber den wahren Vater des Kindes schweigen Sie gegen jedermann, wo möglich gegen ihn selbst, wenn Sie nicht etwa schon so unklug gewesen sind sich ihm zu entdecken... mit Ihrem Gemahl werde ich die Sache abmachen, und im voraus sollen Sie wissen, daß das Kind, wenn es ein Knabe wird, dereinst zu einer hohen Würde gelangen dürfte. Sie verstehen mich, Madame, allein... — hier nahm sein Ton den Ernst einer Strafrede an — allein damit Sie nicht unbesonnene Streiche machen wie zum Beispiel etwa mit Ihrem Liebhaber entfliehen, so werden Sie sich's schon gefallen lassen müssen, daß man Sie in sicherem Gewahrsam hält, bis alle Gefahr vorüber ist. Wenn jener auch eine halbe Nacht vergeblich auf Sie wartet... er kann sich bei dieser Gelegenheit abkühlen. — So war ich hier. . der Fürst verließ mich am andern Morgen; die Zeit rückte langsam weiter... ich hätte fortfliegen mögen, aber dazu hatte ich keine Flügel und durch die Thore ließ man mich

nicht... die Uhr in der Hand zählte ich der schleichenden Zeit ihre Schritte nach, ach und wie gern hätte ich sie zum Stillstehen gebracht! So kam der Tag, der uns durch die Flucht auf immer an einander binden sollte... die schreckliche Stunde rückte heran, wo Du mich erwarten mußt... ich hörte sie schlagen, ich dachte mich an den Ort wo der Wagen stand, daneben einen Mann... die Nacht lag still auf der Erde... ach ich mußte hier sitzen und konnte nichts als weinen und beten..."

„Theurer Engel! Und nun haben wir uns wieder!“ rief der Liebhaber der schönen Frau, indem er einen langen heißen Kuß auf ihren halboffenen Busen drückte; „und wie schön Du bist!“

„Hast Du auch immer an mich gedacht?“ fragte sie, ihn scharf fixirend; „hast Du mich keinen Augenblick aus den Gedanken verloren?“

„Keinen, keinen!“ betheuerte er unruhig... „aber ich muß wieder fort... wenn jemand käme, wenn mich jemand bei Dir sähe! Was fangen wir an, damit wir unser Glück nicht gefährden?“

„Du könntest hier bleiben!“ rief sie hastig einfallend; „die Bibliothek — ich habe sie mir besehen — ist ein sicherer Zufluchtsort. Doch nein, wenn der Herr Kammerherr auch nicht hineinkommt, da müßte der Bibliothekar doch in's Ge-

heimlich gezogen werden, und das ist gefährlich; auch könnte über Nacht einmal unwillkommener Besuch vom Hofe kommen... wer weiß denn welchem Bücherwurme von einem Gelehrten es einfällt, ein paar Goldkörnchen der Wahrheit, die er nicht aus seinem eignen Kopfe graben kann, in vergilbten Manuscripten zu erwählen... Halt, ja! mir fällt etwas ein; morgen um die zehnte Stunde stellst Du Dich, wie Du hier bist, mit einem jungen Ferkel oder was Du sonst hast, nach welchem man Appetit bekommen mag, ohne es sogleich herbeischaffen zu können, auf dem Schloßhofe ein... was meinst Du?"

„Ein Spanferkel könnte ich wohl auftreiben... erwiderte er nach einigem Besinnen.

„Gut, nimm das!“ fuhr sie fort; „ich gebe vor, rasenden Appetit nach dem Fleische des Thieres zu haben; Du machst Schwierigkeiten von wegen des Preises, und wirfst Dich schon zu benehmen wissen... wir schließen den Handel Beide selbst ab, und aus Gnaden ernenne ich Dich zum Lieferanten meiner Leckerbissen und ertheile Dir Vollmacht so oft hier zu erscheinen als es Dir beliebt..."

„Herrlich, vortrefflich! Das muß gehen!“ rief er aus; „tausend Dank für Deine erfinderische Liebe..."

„Sekt aber eile, daß Dich niemand hier antrifft, sonst ist der Plan verdorben!“ drängte sie; „gern behielte ich Dich hier,

aber die Liebe ist zu dem größten Opfer fähig, wenn sie es für sich selbst bringt...“

Gehorsam der Bitte seiner Herzeinigten, wie er sich ausdrückte, eilte Casanova, nachdem er den Scheidefuß wie ein Siegel, das sein Glück verbriefen sollte, auf ihre Lippen gedrückt hatte, die Treppe hinunter und nach dem vordern Hofe. Dem Thorwart rief er vorbeihuschend zu:

„Morgen komme ich wieder; Du thust als kenntest Du mich nicht und schweigst, sonst verrathe ich Dich, daß Du Dich hast bestechen lassen!“

Ohne weiter auf die Vorwürfe des Verblüfften zu hören, eilte er aus dem Schlosse zu kommen und hatte das äußere Thor bald hinter sich.

Wie er den Schloßberg herunterging, sah er einen langen hagern Mann des Weges daherkommen; schon von ferne bemerkte er die gelbe lederartige Haut, welche das Gesicht desselben bedeckte, und erkannte in dem Kommenden den Hüter Theresens, mit andern Worten den Kammerherrn, welchen er während der Zeit seines hiesigen Aufenthalts mehrmals hatte schildern hören. Ehe er von jenem bemerkt worden war, stahl er sich hinter einen Busch, welcher recht gelegen am Wege stand, und wartete zusammengeduckt bis der Kammerherr vorüber war.

Dieser setzte immer eins von seinen dünnen Beinen um das andre vorwärts; es sah aus als wenn ein ausgespreizter

Zirkel den Weg in regelmäßigen Absätzen hinter sich mäße, und der Versteckte hatte Mühe das Lachen zu halten, als jene lange hagere Gestalt immer näher kam und sich im schroffsten Lichte zeigte. Der Kammerherr war heute besonders guter Laune; er trug einen Vogelbauer von Holzgestlecht in der Hand und hob diesen von Zeit zu Zeit in die Höhe, um einen muntern Finkenbuhn, den er eben glücklicherweise gefangen hatte, zu betrachten. Er sprach mit dem kleinen Gefangenen, der ängstlich in seinem Käfig hin und wieder hüpfte; er tröstete ihn, indem er äußerte, wenn er auch nicht mehr das freie Feld und den grünen Wald, wo seine Heimath wäre, durchstreifen könnte, so sollte er's doch gut haben, sollte er in einem schönen Zimmer und einem prächtigen Bauer wohnen und Futter, das er sich nicht erst zu suchen brauchte, vollauf bekommen.

So war der Mann, ohne etwas zu ahnen daß man ihn heute hintergangen hatte, endlich vor dem Busche, hinter welchem Casanova sich versteckt hatte, vorübergekommen. Jetzt bog er um die Ecke, die der Weg machte; jetzt war er am Thore, und nun stand der Andre auf und eilte mit schnellen Schritten vollends bergunter und auf die Mühle zu.

Als er die Insel mit der Laube, in welcher er den Bruder des lieblichen Röschens verlassen, erreicht hatte, wollte er sich erst in das Gras werfen, um seine Gedanken und Gefühle, die durch und durch aufgereggt waren, etwas zur Ruhe

kommen zu lassen, allein ehe er sich auf das Plätzchen, welches er sich zu diesem Behufe ausgesucht hatte, hinlegen konnte, kam Röschen ihm schon aus der Laube entgegen, in welcher sie auf ihn gewartet hatte.

„Und wo warst Du so lange?“ fragte sie ihn schmollend; „Du hast mich doch nicht lieb wie Du solltest, denn sonst bliebst Du bei mir und gingst nicht Andern zu Gefallen...“

„Still, still doch, liebes Kind!“ entgegnete er mühsam seine Fassung behauptend; „was denkst Du denn? Weißt Du nicht die Strafe, welche man über ein Liebespaar verhängt, das sich gegen den Willen der Angehörigen verheirathet hatte?“

„Nun, und welche Strafe konnte denn das sein?“ fragte sie neugierig.

„Die Leutchen wurden eingesperrt,“ erklärte er scherzend, „eingesperrt zusammen in ein und dasselbe Zimmer; sie bekamen was sie brauchten vollauf, nur herausgehen durften sie nicht... und das dauerte sechs Wochen. Die ersten Tage ließen sich's Beide ganz gern gefallen; bald aber langweilten sie sich entsetzlich und weder die süßen Küsse noch die feurigsten Schwüre ewiger Liebe, die sie einander abzwangen, wollten mehr verschaffen; sie wurden grillig, Eins ärgerte sich über das Andre und am Ende brach völliger Unfriede zwischen ihnen aus. Also eine kleine Abwechslung ist gut, vergiß das ja nicht, und zürne mir nicht, wenn ich wohlweislich dafür sorge, daß das

ewige Einerlei das zarte Pflänzchen Liebe, das in unsern beiden Herzen keimt, nicht ertödtet.“

Mit sanfter Gewalt zog er das Mädchen in die Laube und hier ließ er sich mit ihr auf die kühle Steinbank nieder, um sie vollends über seine heutige Abwesenheit zu beruhigen. Wem glaubt ein liebendes Mädchen leichter als dem Mann ihrer Liebe! Wenige Augenblicke reichten hin um Röschen zu überzeugen, daß sie Unrecht gehabt hätte, dem Lieblinge ihres Herzens sein Weggehen zum Vorwurfe zu machen, sie bat ihn selbst, er möchte ihr's verzeihen, und freute sich je öfter er ihr seine Liebe betheuerte.

Mitten in dem Rausche der Wonne, der ihre Sinne umfangen hielt, bemerkten sie gar nicht, daß sich seit einiger Zeit ein ziemlich vernehmliches Schnarchen in der Nähe hören ließ. Hätten sie's freilich bemerkt, so wäre es nicht schwer gewesen zu errathen, von wem es käme! Wer hätte es auch füglich anders sein können als Röschens Bruder, der lebenswürdige und friedliche Hans, welcher sich hier ein geruhames Plätzchen ausgesucht hatte, um eine glückliche Stunde seines langweiligen Daseins zu verschlafen. Was that's weiter, wenn er die Thüren seiner Sinne vollends zumachte, lebte er doch mit wachen und offenen Augen ebenso gut als wenn er schlief!

Auf einmal jedoch richtete er sich empor, weiß der Himmel welche Schreckgestalt im Traume vor seine Seele getreten

war; er gähnte, was er allemal zuerst that wenn er aufwachte, und riß dabei den Mund so weit auseinander, daß es aussah als hätte er Hunger und nicht übel Appetit ein Stückchen Welt hinunterzuschlucken.

In demselben Augenblicke, als das plaudernde und kofende Paar in der Laube diese Zeichen von der Anwesenheit eines Dritten wahrte, sprang jener Dritte auf und suchte, von einem dunklen Instincte getrieben, die heimliche Laube. Als er sich unbeholfenen Schrittes dem Eingange näherte, wollte er eben wieder herzhaft gähnen, aber das Gähnen blieb ihm so zu sagen im Halse stecken, als er seine Schwester auf dem Schoße ihres Geliebten erblickte, als er sah, wie sie ihre beiden Arme inbrünstig um seinen Nacken geschlungen hatte und die glühenden Küsse, welche er ihr auf die Lippen drückte, mit wollüstiger Hingebung duldete, ja gleich feurig erwiderte.

„Was ist das?“ fragte der unglückselige Störer dieser Wonne in einem Tone, als wenn er mit seinem Esel spräche, den er zum Schlosse führte.

Seine Schwester drehte sich rasch um, als sie diese liebe-liche Stimme vernahm, ebenso rasch aber wendete sie das glühende Gesicht wieder nach der andern Seite und preßte es an die Brust ihres Liebhabers, um es vor ihrem Bruder nicht sehen zu lassen.

Mit schlaff herabhängenden Armen und etwas vorgebo-

nem Oberleibe stand der Letztgenannte da, als wollte er kopf-
über fallen. Der Mund stand ihm noch von dem letzten Worte
offen, das er herausgelassen hatte, und sein Gesicht war in
weite Linien gefalzt, wie allemal wenn sich das Erstaunen dar-
auf abmalt.

Unerforschener als Rösschen benahm sich ihr Geliebter.

„Nun, guten Abend, mein lieber Hans,“ rief dieser;
„was willst Du denn? Ist das etwas Besonderes, wenn ich
Deine Schwester lieb habe?“

„Ja, mein Erbtheil verkürzen,“ erwiderte der Andre mü-
risch; „merk's schon, wohin das will... aber mein Erbtheil
soll mir niemand nehmen...“

„Wer will Dir denn Dein Erbtheil verkürzen?“ fragte
Casanova, der über das Benehmen seines Quastschwagers
hell auflachen mußte.

„Wer fragt!“ erwiderte der Letztere immer ingrimmiger.

„Machst Du Dir närrische Gedanken!“ fuhr der Andre
fort; „ich will ja gar nichts haben von dem was Dir gehört!“

„Ja, ich weiß es schon,“ antwortete Hans, der hart-
näckig bei seiner Meinung blieb; „aber aus dem Hause soll
er, und jedem, der uns wieder mit solchen Geschichten kommt,
schlage ich die Beine entzwei, und dem Vater sag' ich's...“

„Hans, stehst Du denn nicht ein was für ein Flegel
Du bist?“ rief Casanova, indem er aufsprang und den

Drohenden, der sich eben umkehren und das was er zuletzt gesagt hatte vollführen wollte, beim Ermel seiner Jacke faßte und zurückhielt. „Bist Du denn ganz von Sinnen, Mensch, daß Du um einer Kleinigkeit willen Deine liebe Schwester in's Gerede bringen willst?“

Da Hans kein großer Freund von Anstrengungen war, ließ er sich ruhig halten, als ihn der Gast beim Ermel erfaßte, ja die Rede desselben geduldig mit anhörend litt er es, daß ihn dieser wieder zurück in die Laube zog, um hier seine Bitten mit Röschen's Thränen zu vereinigen und so vielleicht den störrischen Menschen wieder zu besänftigen.

Das Mädchen wartete in der Schattenkühle, wo die Liebe den vollsten Wonnebecher dargereicht hatte; ach, sie weinte und ließ die lindernden Thränen die schamglühenden Wangen herunterrinnen wie sie rinnen wollten.

„Ach, mein lieber guter Bruder,“ rief sie schluchzend, indem sie auf ihn zueilte und seine Hände faßte, „sei nicht so... hast Du mich denn gar nicht mehr lieb, daß Du mich gar nicht mehr lieb, daß Du mich ganz unglücklich machen willst?“

„Lieb hab' ich Dich schon, aber mein Erbtheil...“ rief Hans schon in milderem Tone.

„Was hast Du nur mit Deinem Erbtheil...“ rief ihm Casanova ärgerlich und in scharfem Tone zu; „es will Dir's

ja niemand nehmen und ich am allerwenigsten, darauf kannst Du Dich verlassen. Aber höre, jetzt reden wir anders mit einander. Wenn Du Ruhe hältst, so bekommst Du alle Tage gute Bissen zu essen, soviel Du haben willst; ich will das Geld dazu hergeben und Deine Schwester soll Dir das Essen zubereiten. Nicht wahr, Rösschen, Du thust es?"

Hans sah seine Schwester zweifelhaft an, und diese beantwortete die Frage, welche an sie ergangen war, mit einem halblauten Ja.

„Hältst Du aber nicht Ruhe,“ fuhr Casanova weiter fort den guten Hans zu bearbeiten, „sagst Du nur ein Sterbenswörtchen von gewissen Geschichten, so sollst Du sehen wie Dir's ergehen wird! Ich habe mehr zu bedeuten als Du mir ansehest, das merk' Dir hübsch! Und wenn ich will, so mußt Du Soldat werden; weißt Du was das heißen will?"

Wie vom Schlage getroffen schrak Hans bei diesen letzten Worten zusammen und der Andre merkte nun wohl, daß er die richtige Saite angeschlagen hatte.

„Nun, was sagst Du?“ fragte der Letztere mit kalter Ruhe.

„Ach, ich will ja still sein, guter lieber Herr,“ rief Rösschens erschrockener Bruder voller Angst; „wenn ich nur nicht Soldat werden muß! Man muß soviel ausstehen, wenn man Soldat ist: schießen und exerciren und sich prügeln lassen, und

hat bei Tag und Nacht nicht Ruhe, und wenn Krieg wird, wie leicht kann der Feind Einen todt schießen... Ach Gott, ach Gott!..."

Die Stimme des Sprechenden ging in förmliches Heulen über.

„Nun, Du sollst ja nicht Soldat werden, mein lieber Hans,“ sprach Casanova, indem er den Klagenden beim Kinn faßte und so den Kopf desselben etwas in die Höhe hob; „’s ist ja noch gar nicht dahin... Du sollst Dir vielmehr alle Tage ein Essen bestellen wie Du’s gern hast; hörst Du denn nicht? Sei doch kein Kind!..."

Trotz dieser Zusprache dauerte es dennoch eine geraume Zeit, ehe sich Hans völlig wieder zufrieden gab; von den Worten „Soldat werden“ war sein Gemüth so ergriffen worden, daß er alle Fassung verloren hatte. Sogar das Abendbrot, welches seine Schwester noch überdies apart auf seinen Appetit berechnet hatte, ließ er zur Hälfte stehen und schlich sich bei Seite, indem er seinen vermeintlichen Feind von der Seite anspielte.

Mit der Zeit gewann er endlich den erwähnten Gleichmuth wieder, denn er sah, daß sein Gegner nicht die geringste Anstalt machte die schreckliche Drohung zu erfüllen, welche er in der verhängnißvollen Laube gegen ihn ausgestoßen hatte. Nur manchmal überließ es ihn wie eifriges Trösteln, wenn er an die

Möglichkeit dachte, daß er doch Soldat werden müßte. Er tröstete sich indessen damit, daß er das Geheimniß, auf dessen Preisgeben jener Trumpf gesetzt worden war, noch bei sich hatte; freilich kitzelte es ihn zuweilen im Herzen und Gaumen, als wenn es heraus wollte, freilich hätte er's in Augenblicken übermüthiger Sicherheit gar zu gern in alle Welt hinaus gerufen was er wußte, aber da trat eine militärisch gekleidete Gestalt vor seine Seele, die blieb wie ein Cherub mit flammendem Schwert vor der Ausgangsthüre stehen und der zitternde Gedanke, der als geflügeltes Wort in die Außenwelt hineinflattern wollte, wich erbleichend wieder zurück.

Die nächste Nacht, welche auf dieses Abenteuer in der Laube folgte, war stern- und mondenhell. Alles in der Mühle schlief schon den stillen Schlaf, nur zwei Menschen wollten nicht in dieses ruhige Element, in diesen stillen dunkeln Strom hinunter sinken, sondern hielten sich oben, wo das Licht des Bewußtseins noch auf die Schwimmenden scheint — nur in Röschen's und Casanova's Augen kam kein Schlaf.

Er warf sich auf seinem Lager hin und her: lag er so, war's ihm nicht recht; nahm er eine andre Lage an, so rüttelte ein unbestimmtes Verlangen wieder an ihm herum, bis er sich unbequem fühlte; es war ihm als müßte er etwas thun, was ihm wie in unbestimmten Umrissen vor der Seele schwebte;

was es eigentlich war, das wußte er selbst nicht, das getraute er sich selbst nicht aufrichtig zu gestehen.

Casanova sprang aus dem Bette und eilte an's Fenster, um die heiße Brust in der kühlen Nachtlust zu baden; er zog dieses kühlende Element in vollen Zügen ein und hauchte es wieder aus, sobald es warm geworden war, um einen neuen Zug zu thun. So hoffte er ruhiger zu werden wie der Kranke, dem man immer frisches Eis auf die entzündete Stelle legt. Weit gefehlt, armer Mann; die kühlen Lüfte verminderten die Flamme, die in Deinem Busen brannte, nicht im mindesten; sie wuchs eher noch, und Du mußttest fühlen wie die ungestillte Gluth gierig an Deinem Leben fraß.

Der Luftzug, welcher durch das Deffnen des Fensters entstanden war, hatte zur Folge, daß die Thüre, die Casanova nicht recht verschlossen haben mochte, aufging. Als er hineilt und sie wieder schließen will, tritt ein hellerer Gedanke in seine Seele; es ist ihm als müßte er den Gang dahingehen... er schleicht an eine Kammerthüre. Jetzt war er an der Stubenthüre die er wieder zuschließen wollte... er sieht durch das Fenster dort im Giebel das helle Mondlicht auf den Gang hereinfallen; es trifft gerade auf eine Thüre, welche ebenfalls halb offen steht; er schleicht die seinige anlehnend vorwärts. Als er über die Schwelle der andern Kammer hineintritt, richtet sich jemand im Bette auf.

„Wer ist da?“ ruft eine leise Stimme. Es ist die Röschen.

„Ich, Dein lieber Freund bin da!“ antwortet er ebenfalls leise. Ein gedämpfter Schrei entfährt dem Mädchen, und kaum ist dieser verflungen, so verstummen die bebenden Lippen unter den brennenden Küssen des Mannes, der das Mädchen in seine Arme preßt.

Mit leisen Schritten stahlen sich die Minuten über das glückliche Paar dahin; es schien als wollten sie die Seligkeit der zwei Menschen dort nicht stören und nippten selbst hin und wieder mit ihren lustigen Lippen einen Tropfen aus dem Taumelbecher der Wonne, welchen jene an ihrem Munde hielten.

Der Morgen graute im Osten; ein weißer Streifen, der Vorbote des Tages, trat über den Horizont herauf und nach ihm kamen alle die andern Herolde des nahenden Tages.

Immer noch hielten sich die Liebenden umschlungen. Jetzt dämmerte der Tag auf, jetzt konnten sie einander in's Auge sehen. Die stumme Sprache der Blicke und der Umarmungen schlug lauter als Donnertöne gekonnt hätten an die klopfenden Herzen.

„Was war das?“ rief Casanova endlich aus; „ein schöner Himmelstraum...“

„Ja wohl, mein lieber Mann,“ antwortete Röschen; „ein Lied, das Engel sangen, und nun ist's vorbei das Lied...“

„Leb' wohl, meine kleine Frau!“ unterbrach er ihre Rede, „ich muß jetzt fort auf mein Zimmer schleichen. Und sei mir gut, willst Du?“

„Wie kann ich denn anders, Du böser Mann, der mir mein Herz genommen hat?“ erwiderte sie leidenschaftlich; „ich will ja das Leben tausendmal für Dich lassen, wenn Du es haben willst.“

Noch einen Kuß, noch einen Druck und Küsschen lag wieder allein in ihrem Bette, still für sich hin an verrauschte Seligkeiten denkend. Halb ängstlich halb glücklich lächelte sie, dann versank sie in einen kurzen Schlaf, und als sie wieder aus demselben erwachte, schwebte ihr das jüngst Vergangene wie ein Traumbild oder Zauberland vor der Seele, an dessen Wirklichkeit sie nicht recht glauben wollte. Der Lärm, welchen die ankommenden Mahlgäste verursachten, trieb sie aus dem Bette und hinunter an ihre Arbeit.

Casanova dagegen schlief einen längern festern Schlaf als die Geliebte, welche im Vorbeigehen leise seine Thüre öffnete und in's Zimmer lugte. Als sie sah, daß er schlief, schlich sie auf den Behen an's Bette und stahl sich einen Kuß von seiner Stirne, dann entfernte sie sich wieder, ohne ihn geweckt zu haben.

Als er aufwachte, setzte er sich an's Fenster neben den Tisch hin und griff von ungefähr nach seinem Tagebuche, welches in dem Tischkasten lag. Darin blätterte er eine Weile

ferum, las stellenweise was er zu verschiedenen Zeiten aufgeschrieben hatte, und am längsten blieb Auge und Geist auf der Stelle haften, wo er sich mit kurzen Worten über die Liebe zu den Frauen ausgesprochen hatte.

„Ja,“ wiederholte er jetzt, „ich hatte wohl Recht — die Weiber sind lauter Räthsel, welche gelöst sein wollen. Sie verlangen es und uns stachelt die Neugierde dazu; aber sind sie gelöst, so ist auch der größte Theil des Intresses verschwunden, der Reiz des Geheimnisses ist dahin und ein schwaches Geschöpf, das wir besiegten und in unsrer Gewalt haben, steht vor den nüchternen Sinnen.“

Er schlug das Buch zu und kleidete sich an, um an den mit Theresen verabredeten Plan zu gehen.

zwairigsten Sep-
tausend Acht
Zwei und Sechs-

30000:30/1000

100

100

100

erum, las stellenweise was er zu geschrieben hatte, und am längsten blühte er an der Stelle haften, wo er sich mit kurzem zu den Frauen ausgesprochen hatte.

„Ja,“ wiederholte er jetzt, „ihr Weiber sind lauter Räthsel, welche verlangen es und uns stacheln die sie gelöst, so ist auch der größte Reiz, den der Reiz des Geheimnisses in dem Geschöpf, das wir besiegten und in vor den nüchternen Sinnen.“

Er schlug das Buch zu und ging mit Theresen verabredeten Plan

E. E.

Giessen am zwärzigsten Sep-
tember Eintausend Acht
Hundert Zwei und Sechs-
zig.

5000:30/1000

100

100

100



Inches 1 2 3 4 5 6 7 8
Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

Farbkarte #13

B.I.G.

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black

